

J. M. R. Lenz – noch ein „genialer“ Neuro-Syphilitiker
von
Lothar Baus

Brunold Springer hatte bereits vermutet, dass auch Jakob Michael Reinhold Lenz zu den Opfern der Syphilis zählt. Siehe die „Verdachtsfälle“ in seinem Werk >Die „genialen“ Syphilitiker<, Seite 228. Die meisten Indizienbeweise, die nach meiner Überzeugung eine Syphilis-Erkrankung mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit dokumentieren, habe ich aus der bis heute unübertroffenen Lenz-Biographie von Matvej Nikanorovic Rozanov (1858-1936) zusammengestellt.¹

Bei Lenz fehlen uns zwar die äußeren Erscheinungen einer Syphilis-Erkrankung, wie Ausschläge und Papeln, auch von Bädern ist uns nichts bekannt, da Lenz zu arm war, um sich eine Kur leisten zu können. Wir hören nur, dass er zwei- oder dreimal den Versuch machte, als Diener eines Reichen in den heißen Süden zu gelangen, das aber jedesmal misslang. Wir sind bei der Diagnose nur auf psychische Auffälligkeiten angewiesen, aber das genügt vollkommen, um den begründeten Verdacht zu erhärten, dass auch Lenz ein Neuro-Syphilitiker war.

Wo und wann sich Lenz mit der Syphilis infizierte, liegt im Dunkeln. Das erste und immer wiederkehrende Indiz seiner Neuro-Syphilis ist, dass er seinen starken Drang nach Liebe und ehelicher Triebbefriedigung nicht mehr beherrschen konnte. Er verliebte sich mehrmals in Frauen aus der Adelsklasse, obwohl er keine materielle Basis für eine Heirat besaß und außerdem die fast unüberwindliche Klassenschranke dagegen stand. Die Hoffnung, diese überwinden zu können, grenzt bereits an Größenwahn, wie es bei Syphilitikern oft vorkommt.

Weitere starke Indizien sind die Gemütsschwankungen. Unter anderem sind folgende psychische Defizite bei Lenz erkennbar:

Syphilitische Präparalytiker, auch Neuro-Syphilitiker genannt, sind wegen ihrer psychischen Schwäche und Haltlosigkeit nicht mehr fähig, den Trieben, Affekten und den äußeren Verführungen des täglichen Lebens zu widerstehen.

Die Verstandestätigkeit ist beeinträchtigt, die Reaktionszeit verlängert und die Auffassungsgabe erschwert. Durch Ausfall der Erinnerungen entstehen Lücken im Gedächtnis, die durch Einbildungskraft, Illusionen, ausgefüllt werden. Dadurch werden die Erinnerungen verfälscht und dies führt wiederum dazu, dass Syphilitiker zu Unwahrheiten und Größenwahn neigen.

Das Gemüt der Syphilitiker schwankt zwischen den affektiven Extremen: zwischen Wut und Liebeswürdigkeit, Verzweiflung und höchster Glückseligkeit. Dabei besteht ein krasses Mißverhältnis zwischen Affektstärke und Ursache. Der Kranke lässt sich jedoch leicht beeinflussen; er wird schnell beruhigt und aufgeheitert.

Neben dem Endstadium der Syphilis, der Paralyse, gibt es noch den defektgeheilten Syphilitiker. Nach Kraepelin versteht man unter einer Remission ein Nachlassen der psychischen und physischen Krankheitserscheinungen, was sogar wieder zur Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit von lang anhaltender Dauer führen kann. Der Gehirnprozess, hervorgerufen durch die Spirochäten, wird nach erfolgreicher Behandlung zum Stillstand gebracht und auch die Psyche als solche beeinflusst. Die Krankheit kommt zwar zum Stillstand, jedoch bleiben psychische Defekte zurück, deren Auswirkungen wiederum ganz unterschiedlich sein können.

¹ >Jakob M. R. Lenz - der Dichter der Sturm- und Drangperiode< von M. N. Rosanov, vom Verfasser autorisierte und durchgesehene Übersetzung von C. von Gütschow, Leipzig 1909. Die Orthographie wurde vom Hrsg. behutsam der heutigen angepasst, die Fußnoten weggelassen.

Das ist der sogenannte defektgeheilte Paralytiker. Remissionen sind selten, nach Kraepelin ca. 10% aller Paralytiker.

Einige Psychiater sind überzeugt, daß das Eindringen der Spirochäten ins Gehirn von hochbegabten Menschen und Künstlern zunächst einen Reiz verursacht, der zu einer enormen Leistungssteigerung führt. Auch deswegen, weil bei der beginnenden Präparalyse moralische Schranken des Denkens und Fühlens abgebaut werden. Möbius z. B. glaubte, daß Nietzsche einige seiner Werke nicht ohne das Stimulans der Spirochäten und ihrer Toxine hätte schreiben können. Thomas Mann hat sich dieses Themas künstlerisch angenommen und im >Doktor Faustus< einen Romanhelden kreiert, der durch die Neuro-Syphilis zu höchster künstlerischer Leistungsfähigkeit und Virtuosität gelangt, bis er schließlich an der progressiven Paralyse zu Grunde geht.

Jakob Michael Reinhold Lenz entstammte einer baltischen Pastorenfamilie und erblickte am 12. Januar 1751 in Seßwegen, Livland, das Licht der Welt. Er studierte Theologie, wie es zu damaliger Zeit üblich war, vernachlässigte jedoch sein Studium und zog mit zwei Brüdern von Kleist, die in französische Kriegsdienste traten, nach Straßburg.

Ab Seite 233 der Lenz-Biographie von Rosanow lesen wir:

Bis zum Herbst 1774 blieb Lenz der „Mentor und Genosse“ [wohl Übertreibung: er war der Diener der beiden Offiziere] der kurländer Barone von Kleist, die in Straßburg in französischen Kriegsdiensten standen. Tisch und Wohnung von ihnen erhaltend, war Lenz in seiner materiellen Lage verhältnismäßig sicher gestellt.

Die Beziehungen zu den Baronen wurden aber immer kälter, gespannter und führten schließlich zu einem offenen Bruch. Im Wintersemester 1774/5 ließ sich Lenz, der schon durch seinen >Hofmeister< und seine Übersetzung des Plautus bekannt geworden war, in Straßburg als Student der Theologie immatrikulieren. Da er schon mehrere Semester in Königsberg studiert hatte, so kann man sich seinen Eintritt in die Straßburger Universität nur mit seinem Wunsche erklären, seine Kenntnisse aufzufrischen, das Examen zu machen und ein Diplom zu erhalten. Wenigstens schrieb Pfenninger unter dem 1. September an Lenz: „Studirst Theologie? predigest? bist ordinirt? Sag mir etwas hievon.“ Er handelte wohl so unter dem Drucke aus Livland; der Vater war bekümmert, daß sein Sohn noch immer keine Anstellung hatte und außerdem noch vom Strudel des französisch-deutschen Lebens in Straßburg mit fortgerissen werden würde, von dem der pietistische Alte nichts Gutes erwartete.

Nach seiner Trennung von den Kleists befand sich Lenz in einer sehr bedrängten Lage. Von einer Unterstützung seitens des Vaters ist uns nichts bekannt geworden. Schlecht bezahlte Unterrichtsstunden und der unbedeutende literarische Verdienst waren seine einzigen [materiellen] Hilfsquellen. Nach seinen eignen Worten war er arm wie eine „Kirchenmaus“, abgejagt wie ein „Postpferd“ und glich einem „Bettelmönche.“

Er schlug sich von Tag zu Tag durch, geriet in Schulden, die er nicht abzutragen vermochte. Er war einer der Vertreter der literarischen Bohème, einer im Deutschland des 18. Jahrhunderts seltenen Klasse von Menschen, da sich die Schriftsteller damals entweder durch ein erträgliches Amt ihr Fortkommen sicherten oder von der Freigebigkeit gekrönter Mäcene lebten - so [wie] Klopstock in Kopenhagen, Lessing in Wolfenbüttel, Goethe, Wieland und Herder in Weimar.

Schwere materielle Sorgen bewogen ihn im Jahre 1775, den Vorschlag des Juden Flies, ihn für eine gewisse Honorarentschädigung auf seiner Reise durch

Italien zu begleiten, anzunehmen. Auf diese Weise schickte er sich wieder an, seine persönliche Freiheit zu verkaufen und in die Abhängigkeit zu geraten, gegen die er in seinem >Hofmeister< so losgezogen war. Aber diese Reise kam nicht zur Ausführung.

[...]

Nach sechsjährigem Aufenthalt verließ Lenz Straßburg, wo er seine schönsten Jahre verlebt hatte. Es war im März 1776. Sein Weg führte nach Norden über Mannheim. Hier verweilte er eine Zeitlang im Antikenmuseum; er erfreute sich an der Betrachtung der Kunstwerke, die ihm besonders wertvoll geworden waren, da die Reise nach Italien nicht zustande gekommen war. Vor der Gruppe des Laokoon vergoss er Tränen des Entzückens; die „göttliche Begeisterung“ in den antiken Gesichtern weckte in ihm den Wunsch sie anzubeten. Der künstlerische Genuss rief ihm das Bild Goethes, mit dem er so viele Gedanken über Kunst ausgetauscht hatte, vor die Seele. Es schien ihm, Goethe stünde neben ihm und freute sich über den Eindruck, den die Denkmäler der alten Kunst in ihm hervorriefen. „Als ich den Antikensaal in Mannheim sah, Bruder Goethe,“ schrieb er, „so durchdrang, durchbebte, überfiel mich dein Geist, der Geist alles deines Thuns und aller deiner Schöpfungen, mit einem Entzücken, dem sich nichts vergleichen lässt . . . Nur Du auf der Rechten und sie, die Hoffnung meiner letzten Seligkeit an meinem Herzen, fehlten mir noch, um nun wirklich das erstemal die Freude des ewigen Lebens zu fühlen.“

In Darmstadt verweilte Lenz einige Tage bei Merck, mit dem er kurz vorher einen freundschaftlichen Briefwechsel angeknüpft hatte.

[...]

Im Hause Goethes wurde er von dessen Eltern aufs freundlichste aufgenommen; sie schickten durch ihn Grüße an Lavater. Bei ihnen wohnte er während seines ganzen Aufenthalts in Frankfurt.

Er traf auch Wagner, das Mitglied der Straßburger Deutschen Gesellschaft an.

Im Umgange mit Goethes Mutter, Merck, Klinger und Wagner erholte sich Lenz augenscheinlich von den schweren Sorgen seines Straßburger Lebens, als ihn plötzlich wieder ein neuer Schlag traf, die Nachricht von der Verlobung Henriette v. Waldner mit dem Baron Oberkirch. Luise König schrieb es unter dem 25. März an Frau Hesse nach Darmstadt, mit der Bitte, es Lenz mitteilen zu wollen. Auf der Reise von Frankfurt nach Weimar erreichte ihn diese verhängnisvolle Nachricht, die ihn wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf. „Mein Schicksal ist nun bestimmt,“ schreibt er an Lavater, „ich bin dem Tode geweiht, will aber rühmlich sterben, dass weder meine Freunde noch der Himmel darüber erröten sollen. Aber sie — sie in den Armen eines andern und unglücklich zu wissen, das ist ein verdammender Gedanke!“ Er hält diese Ehe für Henriettens größtes Unglück und fleht Lavater an, sie zu „retten“. Nicht sich - sie bemitleidet er; „mit Wollust“ würde er sterben, wenn er sie wenigstens in dem Besitz eines Mannes wüsste, der ihrer würdig wäre und sie glücklich machen könnte. Lenz hofft, dass es Lavater gelingen werde, Henriette von dieser Ehe abzubringen. Es würde die „edelste That“ in Lavaters Leben sein. „Ein Sterbender“ sei es, der um diese Tat bitte. „Wie glücklich wäre meine Reise, wenn ich nicht die Hölle im Herzen trüge! Mit welchem Gesicht werde ich bei Hofe [in Weimar] erscheinen!“ fügt der Dichter hinzu.

Wie immer sucht er Trost in der Poesie. Henriette steht vor ihm im bräutlichen Staate [Brautkleid], mit schönen Steinen geschmückt, bei frohem Lichterscheine; aber ihre Gedanken sind weit weg von ihm, dem Unglücklichen, dem „Freundeshand“ den „Kelch des Todes“ reicht. [Starkes Indiz für Neuro-Syphilis.]

Auf die Erfolge Lavaters will er nicht bauen. Er schreibt daher selbst einen anonymen französischen Brief an Henriette, in dem er versucht, ihr die Augen für das Unglück, das in dieser Ehe sie erwartet, zu öffnen. Er warnt sie, „ein in jeder Beziehung ungewöhnliches Weib“, einen „gewöhnlichen und daher kalten, unbeständigen Mann“ zu heiraten. Möge sie erst prüfen, ob er ihrer Hand wert sei.

Am 4. April erreichte Lenz die malerisch gelegene und stille Hauptstadt des Herzogtums Sachsen-Weimar, die ein deutsches Athen zu werden begann. Er stieg im Gasthofe „Zum Erbprinzen“ ab. Sein erster Besuch galt Goethe, der am selben Tage von einer Reise nach Leipzig zurückgekehrt war. Am andern Tage stellte dieser den angekommenen Freund der Frau von Stein und abends dem Herzoge Karl August vor.

Ehe wir die Eindrücke des Weimarer Lebens auf Lenz schildern, müssen wir erst die Frage beantworten, weshalb Lenz nach Weimar gekommen war.

Dass seine Reise nach Weimar nicht zufällig unternommen worden ist, um sich eine Zeitlang zu zerstreuen und alte Freunde wiederzusehen, sondern einen großen Zweck gehabt hat, ersehen wir aus seinen Briefen. Beachten wir, dass er diesen Zweck auch vor seinen nächsten Freunden geheim hält und sich nur mit Anspielungen begnügt.

Anfangs verschweigt er auch das Ziel seiner Reise. In einem Briefe an Lavater von Mitte Februar 1776 schreibt er geheimnisvoll: „Ich gehe, wohin mich der Wink der Vorsicht [Vorsehung] ruft, mein Ziel kann ich Dir noch nicht bestimmen“. Was er in dem Briefe an Merck vom 14. März über die Reise schreibt, zeigt eine gewisse Erregtheit.[Indiz] Lindau versichert er, dass „dringende Angelegenheiten“ seine „Gegenwart in Weymar“ bedingten. Die Folgen dieser Reise seien wichtiger für das Vaterland als für ihn selbst. Es sei ein „entscheidender Augenblick“ in seinem Leben, der „nicht wiederkehren“ werde.

Was verbarg sich denn hinter diesem geheimnisvollen Vorhange? Was für ein vaterländisches Unternehmen beabsichtigte denn Lenz ?

Einiges Licht auf diese Fragen werfen folgende Zeilen aus einem seiner Briefe an Herder, kurz vor seiner Abreise: „Ich habe eine Schrift über die Soldatenehen unter Händen, die ich einem Fürsten vorlesen möchte, und nach deren Vollendung und Durchtreibung ich - wahrscheinlich wohl sterben werde“.

Die Abhandlung über die Soldatenehen war eins von den zahlreichen Projekten Lenzens, mit denen er die Welt zu beglücken gedachte. Seine literarische Tätigkeit schien ihm minderwertig im Vergleich mit den reformatorischen Ideen praktischen Inhalts, die ihm keine Ruhe ließen. Er begnügte sich nicht mit der Diagnose der sozialen Gebrechen jener Zeit, sondern ersann auch mehr oder minder phantastische Mittel zu ihrer Heilung. Aber zur Ausführung solcher Projekte musste er irgend eine Persönlichkeit gewinnen, die die Macht und die Möglichkeit besaß, einen solchen Versuch „zum Heile des Vaterlandes“ auszuführen. Es musste ein Herrscher sein im Geschmacke des „aufgeklärten Absolutismus“. Es ist nicht zu verwundern, dass er auf den jungen Herzog von Weimar verfiel, der sich als Beschützer der Schriftsteller gezeigt und seinen Freund Goethe an sich gezogen hatte.

In seinem leidenschaftlichen Streben, das Leben zu reformieren, stand Lenz nicht vereinzelt da. Es war der allgemeine Zug der Menschen in dem der Revolution vorhergehenden Zeitabschnitt. Erinnern wir uns daran, wie Herder sich mit dem Gedanken trug, das Vertrauen Katharinas II. zu gewinnen, damit durch diese mächtige Herrscherin Russland zu einem Musterstaate gemacht werde. Wollen wir deshalb Lenz etwa verurteilen, dass er, bescheidener in seinen Wünschen, an Stelle der Beherrscherin eines unermesslichen Reiches nur das Haupt eines deutschen

Duodez-Staates zu beeinflussen hoffte?

So stand Lenz, als er nach Weimar reiste, im Banne phantastischer Gedanken und Wünsche. Er wollte in der Rolle eines sozialen Reformators auftreten, und zwar vor allem auf dem militärischen Gebiete, dem er von jeher seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte. [Indiz für Neuro-Syphilis.]

Die Wahl Weimars war wohl bedingt durch die günstigen Berichte seiner Freunde über das Weimarer Leben. So schrieb Stolberg ihm unter dem 3. Februar aus Kopenhagen: „In Teutschland ist mir in Weymar vorzüglich wohl worden. Der Herzog ist ein herrlicher Junge, beide Herzoginnen, Mutter und Frau, sind zween Engel. Unser lieber Wolf [Wolfgang Goethe] lebt dort herrlich und in Freuden, wird von allen geliebt, ist sogar ein Herzensfreund von Wieland . . . Ich komme dorthin als Kammerherr, zwar traurig meine Geschwister und eine Hand voll Freunde zu verlassen, aber froh das knechtische Dänemark mit meinem lieben Vaterlande zu vertauschen. Unsern treuen Wolf hoffe ich oft zu sehn“.

[...]

Die im Stillen genährte Hoffnung, seine Projekte ins Leben zu setzen, bei dieser Gelegenheit irgend eine Stellung am Hofe zu Weimar zu erlangen, wo Goethe, das Haupt jener literarischen Partei, zu der Lenz sich zählte, sein Unterkommen gefunden hatte, spielte natürlich eine große Rolle in seinem Entschlusse, in Weimar sein Glück zu versuchen. Düntzer, der Lenz stets sehr missgünstig beurteilt, sucht den Beweis zu erbringen, dass der Dichter, von Schuldennot getrieben, aus Straßburg geflohen und eigenwillig nach Weimar gekommen sei. Andererseits berichtet Froitzheim über eine ganze Intrigue, der Lenz zum Opfer gefallen sei. Die „Verschwörer“ hätten unter allen Umständen Lenz aus Straßburg entfernen müssen, damit er bei der bevorstehenden Heirat von Fräulein Henriette v. Waldner mit dem alten Baron von Oberkirch keinen tollen Streich mache. Luise König, Lavater und vielleicht auch Goethe seien die Urheber dieser Intrigue gewesen, die auch ihren Zweck erreicht habe, da Lenz wenige Tage vor der Trauung nach Weimar abgereist sei.

Wir bezweifeln die Richtigkeit dieser Hypothese, weil sie zu wenig begründet ist. Auch verwickelt sich der Verfasser in Widersprüche, indem er behauptet, Lenz habe eine Einladung aus Weimar mit der Aussicht auf Anstellung als Vorleser des Herzogs erhalten - eine Behauptung, die Froitzheim aufstellt, die aber willkürlich ist.

Die Freunde wünschten Lenz Erfolg in Weimar. Alles mögliche Glück wünschte ihm u. a. Zimmermann zu dieser Reise in einem Briefe an Herder. Der scharfblickende Merck warnte aber Lenz vor der „großen Welt“. „Wo Sie hinreisen, möge Segen u. Glück Ihnen folgen, nur wünsche ich nicht, dass Sie in die große Welt-Wirthschaft geworffen werden, wo alle Eigenthümlichkeit des Menschen verlohren geht.“

Die Worte Mercks erwiesen sich als prophetische, aber Lenz kam erst allmählich zu dieser Einsicht; der Enttäuschung ging erst ein Honigmond der Berausung und des Entzückens voraus. Am 14. April schreibt er an Lavater, dass er „den ganzen Tag oben beim Herzog“ ist, dass er „vom angenehmen Strudel des Hofes“ so verschlungen ist, dass er fast nicht zu Gedanken kommen kann. Den Herzog und die Herzogin nennt er „wirkliche Engel“, er ist mit tiefster Wertschätzung für sie erfüllt. Frau von Stein, „Goethens große Freundin“, ist „das herrlichste Geschöpf auf Gottes Erdboden“. Fast dasselbe schreibt er zwei Tage später an Müller, er teilt ihm mit, dass er „in die Annehmlichkeiten dieses Hofes verschlungen“ sei. Er kommt den ganzen Tag nicht vom Herzoge weg. „Welch' ein Herr ist das!“ ruft er vor Entzücken aus. „Es geht Goethen (schreibt er an Boie)

freilich sehr wohl hier wie auch mir jetzt. Sobald ich aus dem lieben Strudel, der mich fast bis zur Betäubung umdreht², zu mir selber kommen kann, schreibe ich ihm.“ (Dies bezieht sich auf Zimmermann.) „Die Gnade dieses Fürsten für mich ist Gottes Werk“ schreibt er seinem Vater.

Der Herzog, Goethe, Wieland und Lenz duzen einander. „Wieland, Goethe und ich leben in einer seeligen Gemeinschaft, ersten beyde Morgens in ihren Gärten, ich auf der Wiese wo die Soldaten exerzieren, nachmittags treffen wir uns oben bey dem Herzoge, der mit einer auserlesenen Gesellschaft guter Leute an seinem Hofe, die alle (so wie auch wir) eine besondere Art Kleidung tragen und er die Weltgeister nennt, seine meisten und angenehmsten Abende zubringt. Goethe ist unser Hauptmann.“

Mit dem Herzoge liest Lenz Lavaters Physiognomik und die neuesten Werke der Literatur. Die Herzogin-Mutter liest ihm eine Stelle aus der Physiognomik laut „mit sehr viel Gefühl“ vor und spricht den Wunsch aus, den Verfasser kennen zu lernen.

Lenz wird zum Hofpoeten. Beim Tode der Großfürstin Natalja Alexejewna, der Gemahlin des Großfürsten-Thronfolgers Paul und Schwester der Herzogin von Weimar, verfasst er ein Gedicht: >Auf einem einsamen Spaziergang der Durchlauchtigsten Herzoginn Louise unter Bäumen nach dem tödlichen Eintritt der Großfürstinn von Russland<. Die von der Herzogin Amalie komponierte Musik zu dem Goetheschen Stücke >Erwin und Elmire< begeistert Lenz zu dem Gedicht: >Auf die Musik zu Erwin und Elmire, von Ihrer Durchlaucht, der verwittibten Herzogin zu Weimar und Eisenach gesetzt<, in dem es an höfischem Weihrauche nicht fehlt.

Inhaltsreicher und gelungener sind seine humoristischen Gedichte, die ein oder das andere Ereignis am Hofe behandelten. Als eine zu Ehren der Herzogin Amalie veranstaltete Illumination in Tiefurt misslang, erzählt Lenz: Zeus habe Apollo und dieser Phaethon beauftragt, eine großartige Illumination zu veranstalten. Phaethon tut sein Möglichstes, beim Erscheinen der Herzogin aber gerät er in Verwirrung und brennt das ganze Feuerwerk auf einmal ab. Zeus muss die „tollen Flammen“ durch Regen löschen, er setzt Phaethon auf tausend Jahre in Arrest und kümmert sich von nun an selber um den Empfang der Herzogin:

*Und gab die Consigne den himmlischen Wachen:
Inskünftige, wenn die Herzogin her
Von Tibur führe, wolle Er
Allzeit das Feuerwerk selber machen.*

Ein anderes heiteres Gedicht ist aus Veranlassung eines — Schnupfens, der den Herzog und die Gesellschaft der Weltgeister über vierzehn Tage gequält hatte, entstanden. Nach dem Muster der am Weimarer Hofe sehr beliebten satirischen „matinees“ schreibt Lenz eine geistreiche Satire auf seinen Straßburger Genossen Wagner aus Veranlassung seiner >Kindermörderin<.

Mit einem Wort, Lenz versank in den Strudel des Weimarer Lebens und fühlte sich so wohl in demselben, dass er die ihn ehrende Aufforderung des Professors Simon, eine Stellung am Dessauer Philanthropin anzunehmen, ausschlug. „Da wir Ihre Talente und Ihr Hertz kennen, glauben wir nirgends besser, als an Sie uns wenden zu können“, so schrieb ihm Simon. „Helfen Sie mit ein Institut befördern, das das Wohl der Menschheit zum einzigen Gegenstand hat.“

Lenz wurde aufgefordert, es ein bis zwei Jahre zu versuchen, Mitarbeiter an der Anstalt zu sein; alle seine Bedingungen wurden von vornherein genehmigt.

² Fu08n. Hrsg.: Die geistige Überforderung von Lenz ist ebenfalls ein starkes Indiz einer Neuro-Syphilis.

Lenz lehnte den Ruf nach Dessau ab, da er eine Stelle in Weimar in Aussicht habe. Was es für eine Stelle gewesen, wissen wir nicht, aber augenscheinlich wurde Lenz enttäuscht; er nahm dieses Anerbieten ebensowenig an wie das Dessauer. Dies ist ersichtlich aus einem Briefe von Röderer vom 23. Mai. „Lenz! Lenz! von der Vocation ins Philanthropin sag ich kein Wort, aber warum nimmst du die zu Weimar nicht an? Warum?“ Zu gleicher Zeit weist Röderer ihn auf die Schwierigkeit, in Straßburg eine Stellung zu finden, hin.

Anfang Juni [knapp 3 Monate nach seiner Ankunft] ändert sich der Ton der Lenzschen Briefe aus Weimar; Enttäuschung klingt aus ihnen heraus; er lechzt nach Ruhe und Einsamkeit. Unter dem 9. Juni schreibt er an Herder: „Vor einigen Monaten war ich freilich in glücklicherer Stimmung, aber mein Herz bleibt dennoch dasselbe, taub zwar itzt für die ganze Natur, ein hinschwindender Schatten, nicht einmal der Reminiszenzen³ fähig.“ [Wiederum ein starkes Indiz für Neuro-Syphilis.]

In der zweiten Hälfte des Mai erfährt er, dass die Trauung Henriettens mit dem Baron Oberkirch bereits am 1. April stattgefunden habe. Seine Verzweiflung hat keine Grenzen. Er fleht Lavater an, ihm ihr Bild zu schicken, das von nun an sein einziger Trost wäre. Er beklagt sich über die gänzliche Taubheit seiner Nerven. [Starkes Indiz]

In diese Zeit fällt wahrscheinlich die kleine dramatische Szene unter der Überschrift >Fragment aus einer Farce, die Höllenrichter genannt, einer Nachahmung des Aristophanes<. Hier führt Lenz den bei den Stürmern und Drängern so volkstümlichen Dr. Faust vor, der auch Goethe damals schon beschäftigte.

Nach dem originellen Einfalle Lenzens befindet sich sein Faust in der Hölle, er wandert umher und beklagt sich über ewige Unbehaglichkeit, undenkbare Einsamkeit und über das Leben, das nicht enden will:

Bittre Fluten, liebtet ihr mich.
War' ich in eurem Schooß ersunken,
Hätte da Vernichtung getrunken;
Aber, ach! ihr hasstet mich!
Fühltet ihr, wie's mich gelabt.
Als ihr brennend mich umgabt.
Wie es kühlte meine Pein,
Mich von etwas umfassen zu wissen!
Von der Schöpfung losgerissen
Noch von etwas geliebt zu seyn!
Aber, ach! betrogen, betrogen!
Auch ihr hasst mich, grausame Wogen!
Ist kein Wesen in der Natur,
Das, nicht lieben, nicht erbarmen,
Das mich gränzenlosen Armen,
Bey sich dulden wollte nur?

Der Monolog Fausts wird durch das Erscheinen des Bacchus unterbrochen, der ihn mit Merkurs Stabe berührt und ihn seinen Freund nennt. Faust weiß nicht, weshalb Bacchus erscheint — seine Pein zu vergrößern, seine Verzweiflung zu verspotten oder ihn zu vernichten? Ist es das letztere, so möge er seines Dankes versichert sein und nicht länger zögern.

Bacchus: Keins von beyden. - Dein Herz war groß -

3 Reminiszenz = der willentliche oder unwillkürliche Prozess des Abrufens von Erinnerungen der eigenen Person aus der Vergangenheit, kurz Erinnerungsverlust.

*Faust - du bist deines Schicksals los,
Und, wenn dir die Gesellschaft gefällt.
Komm mit mir zur Oberwelt !*

(Faust sinkt in einer Betäubung hin, die, weil sie der Vernichtung so ähnlich war, eine unaussprechliche Ruhe über sein ganzes Wesen ausbreitet.)

Trotz seiner zeitweisen Berausung durch die Atmosphäre des Weimarer Hofes war Lenz für das Leben am Hofe nicht geschaffen.

Es fehlte ihm für dieselbe an einer gewissen Elastizität, an der Fähigkeit, sich an andre Lebensbedingungen anzupassen, an Vorsicht und Takt. Bei all dem einfachen Benehmen des Herzogs, bei all seinen freundschaftlichen Beziehungen zu den in Weimar versammelten Schriftstellern war doch eine gewisse Grenze gezogen, die die einfachen Sterblichen von den Großen dieser Welt trennte. Bei allen Torheiten, mutwilligen Streichen und Wunderlichkeiten, an denen der Herzog sich lebhaft beteiligte, existierte doch eine gewisse Hofetikette, die niemand ungestraft verletzen durfte. Die „Genien“, die die Freigebigkeit des „Mushofes“ genossen, mussten immer auf ihrer Hut sein und feinführend die Grenzen des Erlaubten und Unerlaubten unterscheiden.

Lenz besaß diese Fähigkeit nicht. Immer treuherzig und unbefangen im Leben, gab Lenz sich rückhaltloser als die andern dem Strudel des Weimarer Karnevals hin und gedachte nicht der Glätte des höfischen Bodens. Bald nach seiner Ankunft in Weimar versündigte er sich schwer an der Hofetikette. Uneingeladen erschien er auf einem bal paré bei Hofe, noch dazu im Domino und Maske, indem er das Fest mit einem bal masque verwechselte; ausserdem wagte er es, eine Hofdame, der er nicht vorgestellt war, zum Menuett aufzufordern. Der Kammerherr von Einsiedel meldete das Ärgernis dem Herzog, der Lenz einen Verweis erteilte, obgleich er innerlich über dessen Einfall lachte. In einem Briefe an Frau von Stein vom nächsten Tage (25. April) nennt Goethe das Benehmen Lenzens eine „Eselei“, die ein „Lachfieber“ erzeugt habe.

In allen den in Weimar blühenden Torheiten übertraf Lenz augenscheinlich alle andern. Wieland schreibt an Merck unter dem 13. Mai: „Lenz am Hofe — Was dünkt Euch dazu? Seit er hier ist, ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht einen oder andern Streich hatte ausgeführt, der jeden andern als ihn in die Luft gesprengt hätte.“

Mitte Juni überzeugte sich Lenz wohl, dass das Leben am Hofe nicht seine Sphäre sei. Er war des Weimarer Lebens überdrüssig geworden, suchte Erholung auf dem Lande und entfernte sich ab und zu aus Weimar; am 27. Juni siedelte er, schon zu längerem Aufenthalte, nach Berka über. Eine gewisse Verstimmung begleitete ihn in seine Einsamkeit, wie man einer kurzen, aber vielsagenden Mitteilung an Goethe entnehmen kann: „Ich geh aufs Land, weil ich bey Euch nichts thun kann.“ Goethe antwortete ihm noch lakonischer: „Lenz, Du dauerst mich.“

Seiner Gewohnheit nach verschwand Lenz ganz plötzlich aus Weimar; er nahm nichts mit sich, als was er auf dem Leibe trug. Ohne Kleider, Wäsche, Bücher und selbstverständlich ohne Geld traf er in Berka ein. Die Rechnung im Gasthofe zu Weimar wurde vom Herzoge beglichen. Aus Berka schickte er Goethe ein langes Verzeichnis von Sachen, deren er bedurfte, einschließlich Kamm und Rasiermesser, die ihm unumgänglich nötig wären, um sich nicht vor sich selbst zu fürchten. Der Diener Goethes, Philipp Seidel, schickte ihm alles Gewünschte und erfüllte zuvorkommend auch die weiteren Aufträge, indem er ihm die Weimarer Neuigkeiten mitteilte. Er besorgte Lenzens Briefe nach Straßburg, schickte ihm bald Wein, bald Äpfel und Zitronen, bald Arznei usw. Der dankbare Lenz gab dem treuen Diener in

dem Stücke >Henriette von Waldeck<, an dem er gerade schrieb, den Namen Philipp.

Alle diese Sendungen erfolgten mit Willen und Wissen Goethes, der seinem Freunde auch mit Geld aushalf.

Berka ist ein kleiner bescheidener Badeort, einige Stunden von Weimar entfernt. Es liegt in einem malerischen Tale des Thüringer Waldes, das rings von hohen, mit Wald bewachsenen Bergen umgeben ist. Der Park mit seiner schönen Pappelallee hat sich wahrscheinlich in derselben Gestalt wie vor hundert Jahren erhalten. Auch heute noch ist Berka ein einfacher, ländlicher Badeort; zu Lenzens Zeiten war er jedenfalls noch einfacher und einsamer. Aber welche Ruhe! welche Luft! welche landschaftlichen Reize! Es werden sich nicht viele Orte in Deutschland finden, die eine solche Fülle schöner Plätze, lauschiger und einsamer Winkel, die zur körperlichen und geistigen Erholung dienen, aufweisen können.

Von Ende Juni bis Anfang September lebte Lenz in Berka und kam nur selten nach Weimar.

Die Einsamkeit in dem abgelegenen Orte des Thüringer Waldes tat Lenz wohl. Nach Goethes Aussage fühlte sich Lenz mitten in den Bergen und Wäldern so glücklich, wie es ihm möglich war. Die ihn umgebende Stille gestattete ihm, viel und erfolgreich zu arbeiten. Mit einer Menge literarischer Projekte war er von Weimar aufgebrochen. „Ich habe viel, sehr viel zu thun und mich deswegen von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert“, schreibt er anfangs August an Boie.

[...]

An dieser Stelle muss ich die Lenz-Biographie von Rozanov unterbrechen. Rozanov geht fehl in der Annahme, dass das Werk >Tantalus< von Lenz verfasst sei. Es ist eindeutig ein satirisches Werk Goethes, in welchem Lenz verspottet wird. Hierzu ein Auszug auf meinem Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein< VI. erw. Auflage, Homburg/Saar 2017, ab Seite 53:

Von Lenzens erbärmlichen Verhältnissen [in Berka] zu Mitleid gerührt, sprach Charlotte von Stein gegen Goethe die Bitte aus, ihr Lenz nach Kochberg zu schicken. Dabei geriet Lenz ungewollt und ahnungslos in eine gefährliche Lage, weil er von der wahren Beziehung Wolfgang Goethes zu der Baronin von Stein nicht die mindeste Ahnung besaß. Er glaubte, wie die meisten Leute am Hofe, es wäre nur eine „Seelenfreundschaft“. Der Brief Lenzens an Goethe (Freye-Stammler, Brief Nr. 222), den er von Kochberg an ihn sandte, dürfte bei Goethe keine geringe Eifersucht ausgelöst haben, von seinem Ärger ganz zu schweigen.

Lenz an Goethe

[Kochberg, ca. Mitte Oktober 1776]

Ich bin zu glücklich, Lieber, als dass ich deine Ordres, dir von mir nichts wissen zu lassen, nicht brechen sollte; wollte Gott, ich hätte deine Art zu sehen und zu fühlen, und du zu Zeiten etwas von der meinigen; wir würden uns, glaub' ich, besser dabei befinden.

Ich schreibe dir dies vor Schlafengehen, weil ich in der Tat bei Tage keinen Augenblick so recht dazu finden kann. Dir alle die Feerei zu beschreiben, in der ich izt existiere, müsste ich mehr Poet sein als ich bin. Doch was soll ich dir schreiben, denn, falls Schwedenborg kein Betrüger ist, musst du alles schon vollkommen geahnt, gesehen und gehört haben. Wenigstens haben wir's an all den Gebräuchen und Zauberformeln nicht fehlen lassen, mit denen man abwesende Geister in seinen Zirkel zu bannen pflegt; wenn du nichts gehört hast, ist's deine Schuld.

Mit dem Englischen geht's vortrefflich. Die Frau von Stein findet meine Methode besser als die deinige. Ich lasse sie nichts aufschreiben als die kleinen

Bindewörter, die oft wiederkommen; die anderen soll sie a force de lire unvermerkt gewöhnen, wie man seine Muttersprache lernt. Auch bin ich unerbittlich, ihr kein Wort wiederzusagen, was den Tag schon vorgekommen; und was mich freut ist, dass sie es entweder ganz gewiss wiederfindet oder wenigstens auf keine falsche Bedeutung ratet, sondern in dem Fall lieber sagt, dass sie's nicht wisse, bis es ihr beim dritten Mal doch wieder einfällt. - Nur find' ich, dass sich ein Frauenzimmer für's Englische ganz verderben kann, wenn sie mit Ossian anfängt. Es geht ihr sodenn mit der Sprache, wie mir und Lindau mit dem menschlichen Leben.

Lieber Bruder, du hast entweder selbst meine Briefftasche oder Philipp hat sie gefunden; schicke sie mir doch. Wenigstens dein Gedicht, das ich hineingelegt hatte - alles, denn ich weiß selbst nicht mehr was d'rin ist. Schick doch auch sonst was mit für Frau von Stein, etwa Jungs Autobiographie, von der ich ihr erzählt habe. Ich komm in der Tat hierher wie ein Bettelmönch, bringe nichts mit als meine hohe Person [Größenwahn?] mit einer hohen Empfänglichkeit; habe aber doch, sobald ich allein bin, große Unbehäglichkeiten über den Spruch, dass Geben seliger sei als Nehmen.

I beg thee to see frequently the spouse of the lady. I have a pressentiment thou wilt thank me of having given thee a counsel ...⁴ [Rest des Briefes fehlt.]

J. M. R. Lenz machte sich bei den „Kraftgenies“, die zum Freundeskreis des jungen, erst achtzehnjährigen Herzogs gehörten, durch seine übertriebene Empfindsamkeit und durch seine regelrecht „verklemmte“ Art und Weise, wie er über das andere Geschlecht dachte und mit ihm umging, höchst lächerlich. Seine Frauenanbeterei und, im Gegensatz dazu, seine traurige Niedergeschlagenheit, weil ihm die Aussichtslosigkeiten seiner Liebeleien durchaus bewusst waren, wurden von ihm auf eine Spitze getrieben, die kaum noch überboten werden konnte, ja bereits einen krankhaften Zustand erahnen ließen. Es war zudem offensichtlich, dass Lenz noch keinerlei Erfahrung in der körperlichen Liebe besaß, wodurch er allein schon zur Außenseiterrolle verurteilt war.

Die Konstellation der weimarischen Sterne und Sternchen begann sich bereits ziemlich früh zu Lenzens Ungunsten zu verändern. Wieland spöttelte öffentlich über Lenz, dass „kaum ein Tag vergangen (sei), wo er nicht (den) einen oder anderen Streich hätte ausgeführt, der jeden anderen als ihn (Lenz) in die Luft gesprengt hätte.“

Herzogin Louise hatte für den ganzen faulen Zauber der Dichter- und Kraftgenies überhaupt gar nichts übrig, noch nicht einmal ein mitleidiges Lächeln für Jakob Michael Reinhold Lenz, der sie so inbrünstig verehrte; aber möglicherweise war gerade das sein Hauptfehler.

Lenz war wirklich mit Blindheit geschlagen, die allergrößte „Eselei“ zu begehen, seinen wohl einzigen und allmächtigen Gönner und Beschützer, Wolfgang Goethe, öffentlich zu kompromittieren. Dies war mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit der Grund für Lenzens Ausweisung aus den Herzogtum Sachsen-Weimar. Lenzens weiterer Fehler war, sich in die Beziehung Goethes zu Charlotte von Stein eingemischt zu haben. Das wahre Ausmaß dieser Beziehung blieb ihm allerdings verborgen. Dies geht aus einem Brief an Röderer hervor (Freye-Stammeler, Brief Nr. 232), in welchem Lenz die Ansicht bekundet, Goethe wäre „so von Geschäften absorbiert in W(eimar), dass er den Herzog nicht einmal hat herbegleiten [nach Kochberg begleiten] können“. Diese Vermutung ist aber ein großer Irrtum,

⁴ Ich bitte dich inständig, den Ehemann der Dame [Charlotte von Stein] häufig aufzusuchen. Ich bin überzeugt, du wirst mir für meinen Rat dankbar sein ...

denn Goethe ritt „nur“ aus reinem Trotz, wegen einer Verstimmung zwischen ihm und der Geliebten, nicht nach Kochberg. Über den Brief Lenzens von Schloss Kochberg, siehe oben Freye-Stammeler Nr. 222, muss sich Goethe mit ziemlicher Sicherheit geärgert haben. Ich vermute sogar, Lenz schrieb den Brief auf Anstiften Lottes, um Goethe absichtlich eifersüchtig zu machen. Der Zusatz am Schluss des Briefes, in englischer Sprache geschrieben, wo Lenz Goethe empfiehlt, den Umgang des Ehemannes der Lady, der Baronin von Stein, zu suchen, ist wiederum ein Beweis für Lenzens totale Ahnungslosigkeit von Goethes wahrer Beziehung zur Baronin, und dürfte Goethe sogar zum Lachen veranlasst haben.

Lenzens Instinklosigkeit, sich als Werkzeug zu Goethes Eifersucht missbrauchen zu lassen, dürfte wiederum Goethes satirische Ader geweckt haben. Er schrieb eine Matinee, ein Spottgedicht, worin Lenz vor den weimarischen Kraftgenies lächerlich gemacht wurde. Lenzens weiteres Unglück war, keinen Spaß zu verstehen und literarischen Spott nicht gleichmütig ertragen zu können.

Alle Fakten und corpora delicti sollen bekannt sein, versprach der Autor? Aber diese Matinee, wie viele andere aus der Genieperiode, gibt es doch gar nicht mehr, ist unwiederbringlich verloren, dürfte jetzt ein versierter Goethe-Philologe einwenden. Doch, es gibt noch diese Matinee, behaupte ich, aber sie steht nicht in der berühmten Weimarer Sophien-Ausgabe von Goethes Werken, sondern, fälschlicherweise, in - Lenzens gesammelten Werken.

Die Matinee, bzw. das Dramolet >Tantalus< wurde Jakob Michael Reinhold Lenz - nach seinem Tode - einzig und allein deswegen zugeordnet, weil es sich in seiner Handschrift unter seinen Nachlasspapieren befand. Dies beweist natürlich rein gar nichts über den wahren Verfasser.

Goethe bekannte in den Tag- und Jahreshften 1776 - 1780, (WA I.35):

„Viele kleine Ernst-, Scherz- und Spottgedichte, bei größeren und kleineren Festen, mit unmittelbarem Bezug auf Persönlichkeiten und das nächste Verhältnis, wurden von mir und anderen, oft gemeinschaftlich hervorgebracht. Das Meiste ging verloren ...“

Ich füge hinzu, jedoch das Dramolet >Tantalus<, ein Spottgedicht mit unmittelbarem Bezug auf Lenzens Person, blieb uns glücklicherweise in Lenzens Nachlass erhalten. Goethe hatte Gründe, wie wir noch sehen werden, sich später nicht mehr zu diesem Werk zu bekennen. Einige ältere Goethe-Philologen wollten uns weismachen, Lenz habe sich im >Tantalus< selber verspotten wollen. Das ist nun so dummfrech, dass man dahinter schon Absicht vermuten muss Lenz war bereits so sehr der öffentliche Spott der weimarischen Hofgesellschaft, dass er an alles andere dachte, nur nicht sich selber noch mehr zu verspotten. Im Gegenteil, Lenz litt sogar darunter. So schrieb er im Briefroman >Der Waldbruder< (achter Brief):

„Ich erlaub' es Euch sogar, über mich zu lachen, wenn Euch das wohlthun kann. Ich lache nicht, aber ich bin glücklicher als ihr; ich weide mich zuweilen an einer Träne, das mir das süße Gefühl des Mitleids mit mir selbst auf die Wange bringt ...“

Mit anderen Worten, Lenz schämte sich vor der weimarischen Hofgesellschaft, wegen seines linkischen und weltfremden Benehmens. Ein Melancholiker und unglücklich Liebender, wie Jakob Michael Reinhold Lenz, kann alles, nur nicht über seine eigene Person lachen und Spottverse darüber schmieden.

Goethe schrieb an Lenz, >Der Waldbruder<, neunten Brief:

„Alle Deine Klagen und Leiden und Possen helfen Dir bei uns nicht weiter; wir, Deine wahren Freunde und Freundinnen und alle Vernünftige - verzeih mir's, was können wir anderes tun - lachen darüber - ja lachen, entweder Dich aus der Haut und der Welt hinaus - oder wieder in unsere bunten Kränzchen zurück ...“

Schöne Freunde, ist man da versucht auszurufen.

Und im elften Brief des >Waldbruder< schrieb Lenz an Goethe:

*„Ich bin untröstlich, dass meine Einsiedelei [in Berka] eine Fabel der Stadt wird. Gestern sind eine Menge Leute aus *** [Weimar] hier gewesen, die mich sehen und sprechen wollten, und mir einigemal, zwar unter vielen andern, den Namen derjenigen [Frau] genannt haben, die ich den Wänden meiner Hütte und den leblosen Bäumen kaum zu nennen das Herz habe. Sollte etwas davon laut geworden sein, und durch Dich, Verräter? Du weißt allein, wer [welche Frau] es ist und wieviel mir daran gelegen [ist], daß ihr Name auf den Lippen der Unheiligen nicht in meiner Gesellschaft ausgesprochen werde ...“*

Es liest sich fast wie ein billiger Kolportageroman, aber alle Indizien sprechen dafür, daß Lenz ausgerechnet Goethe zum Mitwisser seiner heimlichen Liebe für Charlotte von Stein machte. „Du weißt allein, wer [welche Frau] es ist“, kann sich nur auf Charlotte von Stein beziehen, denn Lenzens frühere Liebesleidenschaft für Henriette von Waldner, verheiratete von Oberkirch, war im Gegensatz dazu vielen bekannt. Warum das Dramolet >Tantalus< nur von Goethe geschrieben sein kann, offenbart eine Textanalyse. Die Analogie des Tantalus mit Lenz ist zu offensichtlich; Lenz hätte sich schwerlich in diesem Sinne selber karikieren können. Die Strafen des Tantalus sind nämlich den selbstauferlegten „Strafen“ Lenzens sehr ähnlich. Tantalus steht bis zum Hals im Wasser und muß trotzdem Durst leiden; wenn er versucht, die reifen Früchte zu ergreifen, die vom Baum herabhängen, heben sich jedesmal die Äste, so daß er auch Hunger leiden muß. Lenz schmachtete in Weimar ähnlich. Er lebte in Berka in der selbstgewählten Entbehrung, ja oft hungernd, obwohl er an der Tafel des Herzogs seinen Gaumen mit den besten Speisen und Getränken hätte verwöhnen können. Das Gleichnis läßt sich auch auf Lenzens unerfüllbare Liebessehnsucht übertragen. Er schmachtete in verrücktem und offensichtlich unerfüllbarem Liebeskummer für Charlotte von Stein, obwohl es laut dem >Waldbruder<, siebter Brief, in Weimar Mädchen gab, *„die an kleinen Netzen für sein [Lenzens] Herz webten, in denen er sich nur so weit verstrickte [zu verstricken brauchte], als sie ihm behaglich waren, hernach konnte er wieder davonfliegen, und sie hätten Mühe, ihm neue zu weben“*.

Ein weiteres sehr starkes Indiz für Goethes Verfasserschaft, das ist die Namensgleichheit von mindestens zwei Personen im Dramolet >Tantalus< mit denjenigen in Goethes Tagebuch: „Merkur“ für Wieland und „Jupiter“ für Herzog Carl August. Sein Tagebuch dürfte Goethe Lenz wohl kaum zu lesen gegeben haben. Man kann sich zwar selber verspotten, aber in der Situation von Lenz, bin ich überzeugt, nicht so treffend und charakteristisch, und vor allem nicht so beißend, wie es im >Tantalus< geschah. Außerdem hätte Lenz es wohl kaum gewagt, in einer Matinee seine Juno, seine angebetete Herzogin Louise, außerdem Jupiter, alias Herzog Carl August, und Merkur, alias Wieland, auftreten zu lassen; Apoll, alias Goethe, wäre schon eher denkbar.

>Tantalus< - Ein Dramolet auf dem Olymp

Personen:

im Dramolet	in der Realität
Tantalus	alias J. M. R. Lenz
Merkur	alias Wieland
Apoll	alias Goethe
Juno	alias Herzogin Louise
Jupiter	alias Herzog Carl August

(Apoll [Goethe] und Merkur [Wieland] kommen auf die Bühne.)

Merkur:

War das nicht eine herrliche Jagd,
Apoll, das mußt du doch gestehen,
Der Sterbliche [Tantalus-Lenz] hat uns Spaß gemacht!

Apoll:

Er schnitt doch der Juno [Herzogin Louise] gegenüber
Eine Figur, als hätt' er's Fieber.
Zeus, den kitzelt' es innerlich -
Aber sag mir, entzaubere mich.
Wo führt' ihn das böse Wetter
Zu uns herauf an die Tafel der Götter?

Merkur:

Still, der Einfall kommt von mir.
Wollten Juno ein wenig pikieren,
Und Vater Jupitern desennuyieren,
War ja alles so traurig hier.

Apoll:

Ha ha ha! Wie er da saß beklommen
Ganz in Nektar und Lieb' verschwommen.
In ihrer Blicke Widerschein
Meint' er Jupiter selber zu sein.

Merkur:

Nein, aber darüber ging doch nichts,
Der Meisterstreich, den er ausgehen ließ,
Du hast es ja gesehen - der Schnitt des Gesichts,
Als er mit Zeus [auf] die Gesundheit stieß.

Apoll:

Die Gesundheit mit Zeus - wie ist das zu verstehn?

Merkur:

Ei, so hast du ja nichts gesehen!
Vater Zeus, Vulkanen zu scheren,
Stieß mit Mars [auf] die Gesundheit an:
Der schönsten Frau vom frömmsten Mann!
Meister Tantalus stieß mit an.
Der Donnerer durfte sein Glas nicht leeren,
Der ganze Olymp schien bestürzt voll Verdruß,
Nur nicht Meister Tantalus.

Apoll:

Was sagte Juno?

Merkur:

Was sollte sie sagen?

O, das ist noch nicht genug.

Hast du denn nichts gehört, man schlug
Beim Nachtschisch einen Spaziergang vor,
Mein Tantalus über und über Ohr
Als Juno sagte, sie wollte im Garten
Die anderen Göttinnen um zehne erwarten,
Sie setzte spöttisch hinzu: es ist warm,
Herr Tantalus gibt euch vielleicht den Arm.

Mein Tantalus nahm's in Ernst und bückte
Bis unter den Tisch sich, rückte und rückte
Den Stuhl - daß alles für Lachen erstickte.
Bis ihn Juno zurechte wies,
Es sei ihr Ernst nicht - und er's ließ.

Apoll:

O, still, nun weiß ich, warum mit dem Alten
Cupido vorhin Kriegsrat gehalten.
Sie wollten eine Wolke staffieren,
Ihn, wenn er heimging', zu intrigieren.
Still, da kommt er selber ja wohl,
Wenn ich nicht irre -

Merkur:

Er ist's, Apoll!

Tantalus: [tritt auf]

[Merkur und Apoll halten sich seitwärts, ihm zuzuhorchen.]

In dieser freundlichen Sommernacht
Wo außer Feuerwürmchen und Heimchen
Kein Geschöpf mehr neben mir wacht,
Niemand mich hört als Myrtenbäumchen
Und die stillen Schauer der Nacht:
Hier wird es doch erlaubt sein, das endlose Grauen
Die entzückende Beklemmung meines Herzens
Den ganzen Himmel meines Schmerzens
Nur mit einem Blick zu überschauen,
Und dir, Allmutter Natur, zu vertrauen.
Ich liebe - darf ich mir selber es sagen?
Wohin die verirrteste Phantasei,
Wohin der Titanen Waghälseriei
Nie kühn genug war, sich hinzuwagen,
Wagt mein verräterisch Herz sich hin,
Ich liebe der Götter Königin.
Es ist gesagt, ihr hörtet es, Götter!
Auf denn, führt die rächenden Wetter
Über mein schuldiges sterbliches Haupt,
Euch ist die grausame Lust erlaubt.
Ihr selbst fachtet sie an diese Flammen,
Ihr, die ihr darin Trost suchen müßt,
Das an anderen zu verdammen,
Was euer Lieblingsverbrechen ist.
Da spart euren Witz in Erfindung der Strafen.
Was euch unerträglich deucht,
Ist gegen die Qualen, die hier noch schlafen
Die ihr nicht ahnden könnt, federleicht.
Empfand't ihr je verzweifelnde Triebe?
Reicht eure Phantasei dahin?
Ich bin ein Sterblicher und ich liebe
Liebe der Götter Königin.

[Indem er sich umwendet, wird er eine Wolke gewahr, Junos Bild.]
Sie ist's - sie ist es selbst - O Himmel und Erde!

Sie hat es gehört das verweg'ne Geständnis,
 Ihr Blick wird mich töten, sie hat es gehört.
 Sie sieht mich nicht. Im hohen Selbstgenusse
 Lustwandelnd unterm Schleier der Nacht
 Froh, wie es scheint, daß unter ihrem Fuße
 Die Erde schläft und kein Geschöpf mehr wacht,
 Das sich zu ihrem Dienst bemühte.
 Hier wacht noch eins, unendliche Güte
 In seliger Qualentrunkenheit -
 Sie wendet sich - O, hat Mnemosyne
 Endymions Schicksal nicht geweiht?
 O alle Strafen, die ich verdiene
 Gegen eine mitleidige Miene
 Gegen einen Blick, der mir verzeiht -
 Sie nähert sich - Kam sie wohl, weil die Nacht
 Alle Verhältnisse ähnlicher macht?
 [Er will sich ihr zu Füßen werfen.]
 Himmlische Güte! Verzeihe, verzeihe,
 Jetzt oder nie, der Bewunderung,
 Des Entzückens verwegenstem Schwung.
 [Das Bild verschwindet.]
 Ha, du fliehst mich – Ungetreue!
 Götter, was sprach ich? - Lästerung!
 Meine Freundin - die schlafende Erde
 Ha, ich fühl's, bebt auf unter mir,
 Macht sich geflügelt auf, ich werde
 Bald auf ewig verschlungen von ihr.
 Ach, auf ewig entfernt von dir
 In des Orkus Abgründe sinken,
 Zur Vollendung meiner Pein
 Lethens kalte Fluten trinken,
 Und ohne Mitleid elend sein. -
 War's nur ein Bild meiner Phantasei?
 Es ist verschwunden. Nimmer, nimmer!
 Meine Tränen, mein Geschrei
 Meine Verzweiflung zieht sie herbei.
 [Das Bild erscheint wieder. Er (Tantalus) zieht eine Tafel heraus
 und fängt an, es (das Bild der Juno) abzuzeichnen.]
 Leitet meine Züge [richtig: Striche] leitet,
 Ihr von uns gefeierten Spötter
 Uns'rer Leiden, die ihr bereitet,
 Meine Züge, selige Götter!
 Laßt durch keine Künstelein
 Eure Zierde mich entweihn.
 [Indem er zeichnet, verschwindet das Bild.]
 O, muß ich elend denn vor soviel Reizen stehn,
 Und, hasch' ich nach, sie spottend fliehen sehn?
 Ist's möglich, elend in dem Grade!
 Im Angesicht so vieler Seligkeit
 Erzürnte Götter! Gnade, Gnade!

Nur einen Augenblick, bis ich sie [ab-]konterfeit!
 [Das Bild erscheint wieder; er (Tantalus) zeichnet es nach.]
 Lasset euren Zorn erweichen,
 Große Götter, hört mein Flehn,
 Laßt mich dieses Bild erreichen
 Wenn ich es wert war, es zu sehn.
 Ach, ich soll's euch wiedergeben
 All mein Glück wird mir entwandt.
 Strenge Götter! Nehmt mein Leben,
 Oder führet mir die Hand.
 Nein, ihr hört mich nicht, Tyrannen
 Ihr neid't dies Bild mir
 Weil es milder ist als ihr,
 Weil ihm meine Tränen rannen,
 Weil es meinen Geist erhebt,
 Daß er euch zu nahe schwebt.
 Lasset euren Zorn erweichen,
 Große Götter, hört mein Flehn,
 Laßt mich dieses Bild erreichen,
 Wenn ich wert war, es zu sehn.
 [Das Bild verschwindet abermals. Er (Tantalus) ist außer sich.]
 Götter! - (sich an die Stirn schlagend).
 Amor: [erscheint]
 Ei, wie so fleißig, Herr Tantalus?
 Weisen Sie doch her, was gibt's da wieder?
 Ich hörte, Sie riefen um Hülfe, d'rum stieg ich
 Aus meiner Mutter Schoß hernieder,
 Ich dachte, was Ihnen begegnet sein muß!
 Fehlt Ihnen was?
 Tantalus:
 Ich bin verloren.
 Ich bin zum Unglück bestimmt geboren.
 Amor:
 Haben Sie was -
 Tantalus:
 zu [nur] Qual und Leid -
 Amor:
 Haben Sie was abkonterfeit?
 Tantalus:
 Bin ich geboren, bin ich erkoren.
 Amor:
 Haben Sie etwa was verloren?
 Vielleicht im Monde? - Ich helf' Ihnen suchen.
 Hören Sie, weil Sie so artig fluchen -
 Mein Vater ist ganz bezaubert davon,
 Sie wissen, Zeus ist ein Mann vom Ton -
 Läßt er Sie ganz ergebenst ersuchen,
 Sie möchten ihm künftig die Ehre erweisen,
 Alle Tage mit ihm zu speisen,
 Mit ihm und Juno -

Tantalus:
 Unsterblicher Retter!
 Ewig sei dir, schönster der Götter,
 Meiner Entzückungen Dank gebracht.

Amor:
 Aber nehmen Sie ja sich in acht,
 Nichts anzurühren, was Ihr [richtig: Ihnen] nicht gehöret,
 Nichts anzusehen, was ihre Ruhe störet,
 Sonst, lieber Schatz, verschwindet es sogleich.
 Ei, warum macht Sie denn das so bleich?

Tantalus:
 Nichts hören noch sehen? -

Amor:
 Nichts hören noch sehen,
 Wiewohl das Hören zuzugestehen
 Jupiter kein Bedenken sich macht.
 Doch nur dann, wenn man Ihrer lacht.
 Sie sollen überdem alle Nacht
 Mit Junos Schatten spazieren gehen.
 Aber sobald Sie auch nur nach ihm sehen -

Tantalus:
 Was soll ich denn? Nicht sehen, nicht hören,
 Nicht essen, nicht trinken -

Amor:
 Wer sagt denn vom Hören?
 Und ein echter Liebhaber muß
 Eigentlich nichts tun, Herr Tantalus,
 Als den Göttern zur Farce dienen.
 Leben Sie wohl; ich empfehl' mich Ihnen.

Wir haben Grund anzunehmen, daß das Dramolet >Tantalus< Lenz erst Anfang November in die Hände kam, vermutlich am 10. November, da befand er sich in Weimar; Goethe erwähnte Lenz in einem Billet an Charlotte von Stein. Der Tagebucheintrag Goethes vom 14. September „Tantalus gelesen“, bezieht sich möglicherweise darauf, daß er die alte, griechische Tantalussage gelesen habe oder anderen vorlas. Lenz weilte zu dieser Zeit bei Charlotte von Stein in Kochberg. Gedichtet wurde das Dramolet >Tantalus< wohl erst nach Erhalt von Lenzens Brief aus Kochberg, durch welchen er eifersüchtig gemacht werden sollte, was Goethe sehr wohl durchschauen konnte, also frühestens Anfang Oktober.

Bevor Lenz nach Berka zurückkehrte, fertigte er zuerst noch eine Abschrift von dem Dramolet an. Bei wiederholterem Lesen dürfte er sich in verständliche Erregung und Wut gebracht haben. Lenz überlegte sich, wie er sich an Goethe für diese öffentliche Schmach rächen könnte. Da kamen ihm die Briefe in den Sinn, die Goethe in den letzten Monaten an ihn schrieb. Die Lebensphilosophie, die der frühere Freund darin an den Tag legte, gefiel Lenz immer weniger und weniger. Ja, sie empörte ihn innerlich, wenn er daran dachte, daß Goethe ebenfalls die sanftmütige und zierliche Charlotte von Stein als „Seelenfreundin“ umschwärmte, für die er selber, Lenz, seit seinem Kochbergaufenthalt, glühende Zuneigung verspürte. Da überkam es Lenz wie Fieberhitze. Sollte er dieser edlen, ehrbaren und gewiss ahnungslosen Frau nicht die Augen öffnen über diesen Parvenü des

weimarischen Herzogs, der ihr echte Liebe und Seelengemeinschaft vorheuchelte, im Grunde seines Herzens aber, so Lenzens Befürchtung, nur ein gewissenloser Epikureer war? Epikureer ist hier im negativen Sinn eines Liebesabenteurers gemeint. Gedacht, getan. Lenz „dichtete“ also einen Briefroman mit dem Titel >Der Waldbruder<, wobei er echte, an ihn gerichtete Briefe, Goethes einfach abschrieb und seine oder frei erfundene Antwortbriefe dagegen stellte. Er brauchte Goethes Briefe nur ein wenig abzuändern, hier oder da einen halben Satz einzufügen, um den Gang der Handlung im Briefroman so zu lenken, wie es seinem Vorhaben und seinen eigenen Gefühlen entsprach. Goethe, im Briefroman „Rothe“ genannt, wurde als ein verwerflicher Epikureer hingestellt, und er selber, Lenz, stilisierte sich in der Person des „Herz“ zum „herzensguten“, edelfühlenden und wahrhaften Liebhaber, der womöglich noch ein Opfer der Schlechtigkeiten Rothens wird. Der Schluss des Briefromans fehlt leider.

Da Lenz vermutlich den Spitznamen „Herz“ trug, vermochte ein Leser, der Goethe und Lenz kannte, sofort zu durchschauen, welche Rollen „Rothe“ und „Herz“ in der Realität spielten. Wie Froitzheim⁵ bereits richtig herausfand, wurde der Briefroman erst im November von Lenz in Angriff genommen. Im ersten Brief schrieb nämlich Herz, alias Lenz, an Rothen, alias Goethe:

„Ich hätte mir nie vorgestellt, daß dies Klima [auf dem Thüringer Wald] auch im Winter [im November] so mild sein könne...“

Goethe notierte in seinem Tagebuch am 6. November 1776:

„Immer [noch] die schönsten Tage ...“

Es handelte sich dabei um eine meteorologisch seltene Erscheinung, daß es anfangs November noch so warm war wie im Spätsommer. Wenige Tage später sind dann allerdings in Berka die Bäume vom Eis glasiert, so dass Lenz nach Weimar flüchten muss, um nicht zu erfrieren.

Lenzens „Eselei“ war gewesen, den Briefroman >Der Waldbruder< als sein neuestes „Werk“ dem Weimarer Publikum vorzustellen. Es dauerte gewiss nur wenige Tage oder gar nur Stunden, bis Goethe das Lenzsche Werk zu Augen bekam. Mit wachsender Empörung stellte Goethe fest, dass Lenz echte Briefe, Briefe die er vor wenigen Wochen und Tagen an ihn schrieb, fast wortwörtlich in dem Briefroman „hineingearbeitet“ hatte.

J. M. R. Lenz tat also genau dasselbe, was F. H. Jacobi mit seinen Briefromanen >Woldemar< und >Allwill< versuchte.⁶ Er wollte seinen Mitmenschen die Augen öffnen über den wirklichen Goethe. Von seinem Busenfreund Lenz hätte Goethe solch eine Indiskretion und Hinterhältigkeit wohl am allerwenigsten erwartet. Mit der Freundschaft war es natürlich zwischen den Beiden zu Ende. Goethe erwirkte bei Herzog Carl August die Ausweisung Lenzens aus dem Herzogtum Weimar. Ein weiterer Grund für das Ende ihrer Freundschaft, erwähnt Lenz im zweiten Teil des >Waldbruder<, sechster und vor allem zehnter Brief. Charlotte von Stein könnte in ihrer Gutmütigkeit und Naivität die Unvorsichtigkeit begangen haben, Lenz eine Bitte zu erfüllen: sich heimlich, ohne Goethes Wissen, für ihn portraituren oder auch nur von einem Portrait eine Kopie anfertigen zu lassen. Goethe, als er davon erfuhr, dürfte alles darangesetzt haben, dass Lenz das Bild seiner geliebten Lotte nicht zu Händen bekam. Darauf lassen die Exaltationen des Herz, alias Lenz, im zweiten Teil des >Waldbruder<, elfter Brief schließen:

5 Froitzheim, Johann: >Lenz und Goethe<, Straßbourg 1891.

6 Siehe L. Baus: >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, Homburg 2001 und L. Baus: >Woldemar und Allwill, alias Johann Wolfgang Goethe – Authentische Schilderungen von F. H. Jacobi über Goethe, Henriette Alexandrine von Roussillon und deren empfindsame Freunde, nebst Originalbriefen Goethes<, III. erw. Auflage, Homburg/Saar 2004.

Herz, alias Lenz, an Rothen, alias Goethe: „Schick mir das Bild zurück, oder ich endige schrecklich. [Selbstmorddrohung von Lenz!] Du mußt es nun haben, dieses Bild, und mit blutiger Faust werde ich's zurückzufordern wissen, wenn Du mir's nicht in gutem gibst. Dein Stillschweigen, Dein geheimnisvolles Wesen gegen mich [in letzter Zeit] - gegen mich, Rothe [alias Goethe] - bedenke, was das sagen will - nein doch, ich kann es, kann es nicht glauben. Du kannst Dich eines so schwarzen Komplotts nicht schuldig gemacht haben ... Rothe [Goethe], das Bild wieder, oder den Tod! ... Was für Ursachen konnte die Gräfin [die Baronin Charlotte von Stein] haben, das Bild Dir malen zu lassen?“

Dieser letzte Satz beweist wiederum in aller Deutlichkeit, dass Lenz von der wahren Beziehung Goethes zu Charlotte von Stein nicht die blasseste Ahnung besaß, ja besitzen konnte, denn sie lag zu weit ab von seiner Vorstellungskraft.

Die Ansicht Froitzheims, es könnte sich um das Bild von Lenzens früheren Angebeteten, Henriette von Waldner, verheiratete von Oberkirch, gehandelt haben, halte ich für falsch. Ich fürchte vielmehr, Lenzens neuere Leidenschaft für Charlotte von Stein hatte diejenige für Henriette von Waldner stark abgeschwächt oder Lenz übertrug sie ganz einfach auf Charlotte von Stein, wie es in Fällen von psychischer Erkrankung vorkommen kann.

Wenn Goethe dies erkannte, was keine Unmöglichkeit wäre, sondern sogar eine Wahrscheinlichkeit, musste er aus zweifachen Gründen zu dem mitleidlos erscheinenden Entschluss kommen, dass es höchste Zeit sei für Lenz, den Wanderstab zu ergreifen und Weimar für alle Zeiten zu verlassen. Aufgrund der persönlichkeitsverletzenden Indiskretionen Lenzens gegen ihn, kann man Goethe keinen Vorwurf machen, wenn er bei dem Herzog auf sofortige Ausweisung drängte und sie gegen mancherlei mitleidvollen Widerstand auch durchsetzte. Wusste man doch Lenz aus Straßburg zu entfernen, weil zu befürchten stand, er könnte sich in der Schwachheit seiner Sinne etwas Furchtbares antun, wenn er von der Verheiratung seiner angebeteten Henriette von Waldner erführe. Und nun drohte ein ähnliches Übel hier in Weimar.

Goethe ritt am frühen Morgen des 27. November, ein Tag nach Lenzens „Eselei“, nach Berka, siehe Goethes Tagebuch, während Lenz in Weimar noch sanft und nichtsahnend schlummerte. Die einsame Hütte am Waldrand oberhalb von Berka, die Lenz bewohnte, dürfte ohne Schwierigkeit zu öffnen gewesen sein, falls sie überhaupt ein Türschloss besaß. Was Goethe suchte, ist unschwer zu erraten: seine Briefe, die er an Lenz schrieb, um dem jungen Herzog von Weimar beweisen zu können, dass Lenz sie fast wortwörtlich im >Waldbruder< verwendete. Was Goethe fand, ob er überhaupt noch etwas fand, Lenz zog wegen des Winters nach Weimar, entzieht sich unserer Kenntnis.

Um 11 Uhr ist Goethe wieder in Weimar. Unzweifelhaft betreibt er jetzt mit Nachdruck Lenzens Ausweisung. Dies geht aus seinen Tagebuchaufzeichnungen deutlich hervor:

Eintrag vom 28. November: *[Weimar] Fortwährender Verdruß, zu [Halbmond] Herzoginwitwe Amalia, zu [Sonne] Charlotte von Stein, zu Thusnelden [Frl. von Göchhausen]. Resolviert [Beschlossen] durch Herder [an Lenz] schreiben zu lassen.*

Eintrag vom 29. November: *[Weimar] Dumme Briefe von L[enz]. Kalb [zu Lenz] abgeschickt. Einsied[els] hartes Betragen [der sich, im Auftrag der Herzoginwitwe Amalia, für Lenz einsetzte].*

Eintrag vom 30. November: *[Weimar] L[enzens] Bitte um noch einen Tag [Aufenthalt in Weimar] stillschweigend accorziert [geduldet]. Einsied[els] Billet [Briefchen von Einsiedel].*

Die Abschiebung Lenzens kann man in eine gütliche und in eine gezwungene unterteilen. Laut Tagebucheintrag beschloss Goethe, Lenz durch Herder schreiben zu lassen. Dieser Brief war gewiss eine Vorankündigung einer drohenden Ausweisung und die Warnung an Lenz, dass es für seinen Ruf besser wäre, wenn er schleunigst Weimar verlassen würde, bevor die Schande der öffentlichen Ausweisung erfolgt wäre. Lenz erkannte die drohende Gefahr nicht oder er glaubte, sie mittels seiner „Freunde“ noch abwenden zu können. Er schrieb, laut Goethes Tagebuch, noch „dumme Briefe“ an seine vermeintliche Freunde.

Am Morgen des 29. November wurde der junge Kammerpräsident von Kalb zu Lenz „abgeschickt“. Von diesem erhielt Lenz die genaue schriftliche Ordre seiner unverzüglichen Ausweisung aus dem Herzogtum Sachsen-Weimar. Spätestens jetzt erfuhr Lenz auch den Grund hierfür: er sei angeblich ein „Landläufer [Landstreicher], Rebell und Pasquillant [Satirenschreiber]“. Von „unbekannter Hand“ legte von Kalb ihm auch gleich das Reisegeld auf den Tisch. Der frühere Freund, Wolfgang Goethe, ist an diesen Vorgängen anscheinend unbeteiligt.

Die Ausweisung traf Lenz, trotz aller Vorwarnungen durch Herder, gewiss wie ein Blitzschlag. Nachdem er wieder einigermaßen bei Besinnung war, schrieb er an von Kalb noch am selben Tag folgenden Brief, Freye-Stammler, Nr. 248:

Weimar, 29. November 1776

„Ich danke Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund und Gönner, für die unangenehme Bemühung, die Sie meinethalben übernommen [nämlich ihm, Lenz, die Landesverweisung zu überbringen], und versichere, daß mir eine Ordre [ein Befehl des Herzogs] wie die, auch wenn ich sie verdienet [verdient gehabt hätte], durch die Hand, die sie mir überbracht, versüßt worden wäre. Da ich aber nach meiner Überzeugung erst gehört werden mußte, ehe man mich verdammt, und meine Ehre, die mir lieber als tausend Leben ist, mich durch die Annahme dessen, was Sie mir von unbekannter Hand hinzugelegt, eines mir unbewußten Verbrechens schuldig zu bekennen, nimmermehr erlauben wird, so verzeihen Sie, daß ich diese beigefügte Gnade nicht annehmen, sondern um Gerechtigkeit bitten darf. Es ist nicht seit heute, daß ...“

Der Rest des Briefes fehlt, fiel offensichtlich einer späteren Zensur zum Opfer.

Am Rand des Blattes steht: *„Hier ein kleines Pasquill, das ich Goethen zuzustellen bitte, mit der Bitte, es von Anfang - bis zum Ende zu lesen.“*

Das Pasquill (Spottgedicht), das Lenz dem Brief an den Kammerpräsidenten von Kalb beilegte, war jetzt erst ein Vorwand für Goethe, gegenüber Lenz den Beleidigten zu spielen. Dies geht aus dem Brief Lenzens an Herder hervor, worin er schreibt:

„Und doch waren zwei Stellen in dem Pasquill, die Goethe sehr gefallen haben würden ...“

Dieses Pasquill war nicht der Grund für Lenzens Ausweisung, wie mancher Goethe-Biograph vermutete, wohl aber ein zusätzlicher und ein willkommener Vorwand für Goethe, den Beleidigten spielen zu können. Denn den wahren Grund für Lenzens Ausweisung, der Briefroman >Der Waldbruder<, dürfte Goethe, außer dem Herzog, niemandem gezeigt haben. Das Hauptproblem war demnach für Goethe, Lenzens Ausweisung durchzusetzen, ohne den eigentlichen Grund dafür nennen zu müssen. Aber in einem absolutistisch regierten Staat war dies wohl doch kein so großes Problem.

Zumindest den einflußreichen Freunden von Lenz, der Herzoginmutter Anna Amalia, Fräul. von Göchhausen und sogar Charlotte von Stein, musste man einen Grund nennen.

Erst am Abend des 29. November scheint Lenz resigniert, beziehungsweise seine hoffnungslose Lage eingesehen zu haben. Er schrieb an Herder, Freye-Stammler, Nr. 250:

(Weimar, 29. [oder 30.] November 1776)

Es freut mich, bester Herder, daß ich eine Gelegenheit finde, Abschied von Dir zu nehmen. Freilich traurig genug, kaum gesehen und gesprochen, ausgestoßen aus dem Himmel als ein Landläufer [Landstreicher], Rebell, Pasquillant [Satirenschreiber]. Und doch waren zwei Stellen in diesem Pasquill, die Goethe sehr gefallen haben würden, darum schick ich's dir. Wie lange wird[e]t ihr noch an Form und Namen hängen.

Ich gehe, sobald man mich fortwinkt, in den Tod aber nicht, sobald man mich herausdrücken will. Hätt' ich nur Goethens Winke eher verstanden. Sag ihm das.

Wie soll ich Dir danken für Deine Vorsprache beim Herzog. Er wird mein Herr immer bleiben, wo ich auch sei, ohne Ordres und Ukasen. Wollte Gott, ein Schatten von mir bliebe in seinem Gedächtnis, wie er und sein ganzes leutseliges Wesen nimmer aus dem meinigen verschwinden wird. Ich weiß, diese Versicherung ist ihm lieber als ein Danksagungsschreiben. Wolltest Du ihn mündlich bitten, mir huldreichst zu verzeihen, daß ich seine Bücher so lange gehabt und gebraucht, und daß ich die Dreistigkeit habe, ihn untertänigst nur um einen Aufschub von einem Tage zu bitten - ich will gleich eine Supplique beilegen - um in dem einen [Tag] aus dem Archiv die großen Züge seines eigenen Charakters in denen seines großen Ahnherrn Bernhard zu Ende studieren zu können.

Schick doch diesen Brief sogleich zu ihm hin, ich flehe [darum]; der vorige (Brief) hat Effekt getan, wofür ich tausendmal danke. Er wird mir diese letzte Gnade nicht abschlagen, wenn ihm Goethe für die Reinheit meiner Absichten Bürge ist. Und der wird es sein, so sehr ich ihn beleidigt habe. Ich dachte nicht, daß es so plötzlich aus sein sollte und hatte mir meine süßesten Arbeiten aufgespart. Diese Gelegenheit ist hernach auf immer für mich verloren. Nur ein einziger Tag.

Umarme und segne Deine Gattin; seid unbegrenzt glücklich - vergeßt mich. Lebt wohl!

Von dem versiegelten Zettel an Goethe sag niemand[em]. Nochmals, lebt wohl! Könnt ich an Eurem Halse liegen. Der redliche [von] Kalb! Wie trefflich und edel!

Der Satz „Hätt' ich nur Goethes Winke eher verstanden“, lässt vermuten, dass Lenz im Glauben war, Goethe hätte mit seiner Landesverweisung nichts zu tun. Der ausschlaggebende Grund dafür, nämlich >Der Waldbruder<, dürfte demnach auch Herder und dem Kammerpräsidenten von Kalb unbekannt geblieben sein. Lenz erahnte es wohl, hütete sich aber davor, sich selber einer noch größeren Schandtats, als das von Herder erwähnte Pasquill, zu beschuldigen.

Erst einige Zeit später kam er nach reiflicher Überlegung zu dem Schluss, dass seine Ausweisung nur im Zusammenhang mit dem >Waldbruder< geschehen konnte. Und er plante, sich an Goethe zu rächen, indem er in Sesenheim versuchte, an Goethes Briefe heranzukommen, die dieser an Friederike Brion schrieb. Die Tatsache, dass Goethe den Briefroman >Der Waldbruder< aufbewahrte und sogar Schiller zum Lesen gab, was mich anfangs sehr stark irritierte, weil er so viel Kompromittierendes für Goethe enthält, ist meiner Überzeugung nach ein Indiz dafür, dass Goethe das Lenzsche „Werk“ als ein corpus delicti ansah, warum er Lenzens Ausweisung durchsetzte. Er wollte in seinen Briefen an Lenz dem schwermütigen und weltfremden Dichterfreund ja nur „leben“ helfen. Er zeichnete mit kräftigem Pinsel sein eigenes weltaufgeschlossenes Wesen, das schließlich ein

hohes Alter erreichte und in welchem Bedeutendes vollbracht wurde, während Lenzens Dasein in verklemmter Frauenanbeterei und in krankhafter Empfindungssucht nach etlichen Wahnsinnsausbrüchen früh unterging.⁷

Das folgende Billet, das Goethe an Einsiedel schrieb, ist ein Indiz, dass die Herzoginmutter Anna Amalia sich der Ausweisung Lenzens mit Kräften zu widersetzen versuchte, denn Einsiedel ist ihr Kammerherr. Möglicherweise kannte sie nicht den wirklichen Grund für dessen Landesverweisung. Die vorgebrachten Gründe, Lenz sei ein Landstreicher, Rebell und Satirenschreiber, konnten die Herzogin aber nicht überzeugen. Goethe schrieb:

„Lenz wird reisen. Ich habe mich gewöhnt, bei meinen Handlungen meinem Herzen zu folgen, und weder an Mißbilligung noch an Folgen zu denken. Meine Existenz ist mir so lieb, wie jedem anderen; ich werde aber just am wenigsten in Rücksicht auf sie irgend etwas in meinem Betragen ändern.“

Fast zwei Monate lang in intimer häuslicher Gemeinschaft mit einer attraktiven, empfindsamen und vor allem einsamen Baronin zu leben, das dürfte kaum ein Männerherz kalt lassen; erst recht nicht ein übersensibles und wertherisches Herz, wie das von Jakob Michael Reinhold Lenz.⁸ Er verliebte sich unsterblich in Charlotte von Stein. Wie gefährlich sie ihm wurde, das bezeugt der Abschiedsbrief an sie, möglicherweise nicht bei seinem Abschied von Kochberg, sondern erst bei seinem Abschied aus dem Herzogtum Sachsen-Weimar geschrieben.

Konzept oder Abschrift eines Briefs an Charlotte von Stein:

[Weimar, ca. 30. November 1776]

„Sie werden, teuerste Frau, sich wahrscheinlich darüber wundern, daß ich Weimar verlassen [habe], ohne von Ihnen Abschied genommen, ohne Ihnen mit all der Wärme, über die ein menschliches Herz verfügen kann, meinen Dank wiederholt zu haben, daß ich in einer mir bisher unbekannten Lebensweise mich Ihrer Nähe mehrere Monate erfreuen durfte, die deshalb auch auf ewig meinem Herzen eingeprägt sind. Ich darf keine Entschuldigung machen, da ich fast fürchte, keine Worte dafür zu finden, oder, wenn ich welche fände, sie in einer Weise vorzubringen, die Ihrem Zartgefühl nicht zusagen würde. Dies ist die Wahrheit, wenn Sie es auch nicht glauben wollten. Ich schreibe Ihnen englisch, weil ich mir schmeichle, etwas zu Ihrer Kenntnis dieser Sprache beigetragen zu haben. Die Zauberkraft Ihrer reizenden Phantasie wird meinem Versuch den Ausdruck verleihen, der ihn wert macht, von Ihnen gelesen zu werden. Vermöchten Worte dem Entzücken und den Kümmernissen des Herzens Luft zu machen, so wäre ich sehr zu beklagen, daß zur Zeit, wo mir ein Gut geraubt wird, dieser Trost meinen Gefühlen Ausdruck zu geben, nicht verliehen ist, wobei ich von einer Art Schwermut überwältigt werde, die von einer vollständigen Vergessenheit alles Glückes begleitet ist, mit dem ich gesegnet war. Nur so viel bleibt mir davon übrig, daß mir die Gegenwart, im Vergleich mit der Vergangenheit, als der Gipfel aller Pein erscheint.“

Goethe schickte Lotte wohl am 30. November folgendes Billet:

„Lenz hat mir weggehend noch diesen Brief an Herzogin Louise offen zugeschickt. Übergeben Sie ihn, liebe Frau. Die ganze Sache reißt so an meinem Innersten, daß ich erst dadran wieder spüre, daß es tüchtig ist und was aushalten kann.“

Die Einladung des Herzogs von Dessau an Herzog Carl August, zu einer

7 So schrieb ich noch im Jahr 2017. Heute bin ich der Überzeugung, dass Lenz ein erbarmungswürdiges Opfer einer der größten und schlimmsten Seuchen der Menschheit war: der Neuro-Syphilis. Er war, wie viele andere Künstler seiner Zeit, im wahrsten Sinne des Wortes ein „genialer“ Syphilitiker.

8 Es war die Präparalyse, die Lenzens Übersensibilität und Neurasthenie verursachte.

Lustpartie nach Wörlitz zu kommen, ist eine höchst willkommene Gelegenheit, dem Gerede und den unangenehmen Fragen auszuweichen. Carl August und Goethe reisten am 2. Dezember. Goethe schrieb Lotte noch folgendes kurze Abschiedsbillet:

„Ich sollte gar nichts schreiben, denn ich weiß nicht, wie mir ist. Die Reise muß wohl gut sein, da sie mich aus der tiefsten Verwirrung mein(er) selbst herausreißt. Addio. Ich ruhe auf Ihrer Hand.“

Und am frühen Morgen des 2. Dezember, kurz vor der Abreise, ließ Goethe auch Einsiedel ein kleines Billet überbringen:

„Hier das Ding, sag niemandem etwas. Leb wohl! Ich geh nach Leipzig.“

Das „Ding“, das Goethe meinte, könnte die tatsächliche „Eselei“ von Lenz, nämlich sein >Waldbruder<, gewesen sein. Ich halte es jedoch für wahrscheinlicher, dass es nur das kleine Pasquill war, das Lenz dem Brief an von Kalb beilegte.

Folgende Auszüge aus dem Briefroman >Der Waldbruder< entnahm Jakob Michael Reinhold Lenz seiner Korrespondenz mit Goethe. Es sind Originalbriefe Goethes an ihn und auch Abschriften seiner eigenen Briefe an Goethe. Außerdem beschrieb Lenz seine Originalerlebnisse mit Charlotte von Stein vom November 1776 in seinen Gegenbriefen an „Rothe“, alias Goethe.

>Der Waldbruder<

Erster Teil

Erster Brief

Herz [alias Lenz] an seinen Freund Rothe [alias Goethe]
in einer großen Stadt [gemeint ist: an Goethe in Weimar]

Ich schreibe Dir dieses aus meiner völlig eingerichteten Hütte [oberhalb von Berka am Waldrand], zwar nur mit Moos und Baublättern bedeckt, aber doch für [vor] Wind und Regen gesichert. Ich hätte mir nie vorgestellt, daß dies Klima auch im Winter so mild sein könne. Übrigens ist die Gegend, in der ich mich hingebaut, sehr malerisch. Grotesk übereinandergewälzte Berge, die sich in ihren schwarzen Büschen dem herunterdrückenden Himmel entgegenzustemmen scheinen, tief unten ein breites Tal, wo an einem kleinen hellen Fluß die Häuser eines armen, aber glücklichen Dorfes [Berka] zerstreut liegen. Wenn ich denn einmal heruntergehe und den engen Kreis von Ideen, in dem die Adamskinder so ganz existieren, die einfachen und ewig gleichförmigen Geschäfte und die Gewißheit und Sicherheit ihrer Freuden übersehe, so wird mir das Herz so enge, und ich möchte die Stunde verwünschen, da ich nicht [als] ein Bauer geboren bin. Sie sehen mich oft verwund'rungevoll an, wenn ich so unter ihnen herumschleiche und nirgends zu Hause bin, mit ihrem Scherz und Ernst nicht sympathisieren kann, so daß ich mich am Ende wohl schämen und in ihre Form zu passen suchen muß, da sie denn ihren Witz nach ihrer Art meisterhaft über meine Unbehelfsamheit [Unbeholfenheit] wissen spielen zu lassen. Alles dies beleidigt mich nicht, weil sie meistens recht haben und ein Zustand wie der meinige durch die äußern Symptome, die er veranlaßt, schon seit Petrarchs [Petrarcas] Zeiten jedermann zum Spott dienen muß. Soll ich aber die Wahl haben, so ist mir der Spott des ehrlichen Landmanns immer noch [eine] Wohltat gegen das Auszischen leerer Stutzer und Stutzerinnen in den Städten. Wenn Du [Wolfgang Goethe] einmal einen geschäftsfreien Tag hast, so komm' zu mir, du bist der einzige Mensch, der mich noch zuweilen versteht.

Herz [alias Lenz]

Dritter Brief

Herz [Lenz] an Rothen [Goethe], der dem Boten weiter nichts als einen Zettel

mitgegeben [hatte], auf dem mit Bleistift geschrieben war: Herz! [Lenz!] Du dauerst mich! [Ich bedaure Dich!]

[Lenz an Goethe:] Ich danke Dir für Dein zuvorkommendes Mitleid. Das Pressende und Drückende meiner äußern Umstände preßt und drückt mich nicht. Es ist etwas in mir, das mich gegen alles Äußere gefühllos macht. Du hast vermutlich erfahren, daß mein letztes Geld, das ich aus der Stadt mitgenommen [habe], mir von einem schelmischen Bauern gestohlen worden, der die Zeit abpaßte, als ich unten war [in Berka], [um] Brot zu kaufen. Aber wozu sollte mir auch das Geld? Wenn ich Mangel habe, gehe ich ins Dorf und tue einen Tag Tagelöhnersarbeit, dafür kann ich zwei Tage meinen Gedanken nachhängen. Ich bin glücklich, ich bin ganz glücklich. Ich ging gestern, als die Sonne uns mitten im Winter einen Nachsommer machte, in einer Wiese spazieren, und überließ mich so ganz dem Gefühl für einen Gegenstand, der's verdient, auch ohne Hoffnung zu brennen. Das matte Grün der Wiesen, das mit Reif und Schnee zu kämpfen schien, die braunen, verdorrten Gebüsche, welch ein herzerquickender Anblick für mich! Ich denke, es wird doch für mich auch ein Herbst einmal kommen, wo diese innere Pein ein Ende nehmen wird. Abzusterben für die Welt, die mich so wenig kannte, als ich sie zu kennen wünschte - oh, welche schwermütige Wollust liegt in dem Gedanken! Beständig quält mich das, was Rousseau an einem Ort [in einem seiner Werke] sagt: „Der Mensch soll nicht verlangen, was nicht in seinen Kräften steht, oder er bleibt ewig ein unbrauchbarer, schwacher und halber Mensch.“ Wenn ich nun aber schwach, halb unbrauchbar bleiben will, lieber als meinen Sinn für das stumpf machen, bei dessen Hervorbringung alle Kräfte der Natur in Bewegung waren, zu dessen Vervollkommen der Himmel selbst alle Umstände vereinigt hat. O Rousseau! Rousseau Wie konntest du das schreiben! Wenn ich mir noch den Augenblick denke, als ich sie [Charlotte von Stein] das erste Mal auf der Maskerade sah, als ich ihr gegenüber am Pfeiler eingewurzelt stand und mir's war, als ob die Hölle sich zwischen uns beiden öffnete und eine ewige Kluft unter uns befestigte. Ach, wo ist ein Gefühl, das dem gleichkommt, soviel unaussprechlichen Reiz vor sich zu sehen mit der schrecklichen Gewißheit, nie, nie davon Besitz nehmen zu dürfen. Ixion an Jupiters Tafel hat tausendmal mehr gelitten als Tantalus in dem Acheron. Wie sie so dastand und alles sich um sie herdrängte und in ihrem Glanze badete, und ihr überall gegenwärtiges Auge keinen ihrer Bewunderer unbelohnt ließ. Sieh, Rothe [Goethe], diese Maskerade war der glücklichste und der unglücklichste Tag meines Lebens. Einmal kam sie nach dem Tanz im Gedränge vor mir zu stehen, als ich eben auf der Bank saß, und als ob ich bestimmt gewesen wäre, in ihren Zauberzirkel zu fallen, so dicht vor mir, daß ich von meinem Sitz nicht aufstehen konnte, ihr meinen Platz anzutragen, denn die Ehrfurcht hielt mich zurück, sie anzureden. Diese Attitüde hättest Du sehen und zeichnen sollen, das Entzücken, so nah bei ihr zu sein, die Verlegenheit, ihr einen Platz genommen zu haben, oh, es war eine süße Folter, auf der ich diese wenigen glücklichen Minuten lag. Wo bin ich nun wieder hineingeraten; ich fürchte mich, alle die Sachen dem Papier anvertraut zu haben. Heb' es sorgfältig auf und laß es in keine unheiligen Hände kommen.

Herz [alias Lenz]

Fünfter Brief

Rothe [Goethe] an Herz [Lenz]

Aber, Herz [Lenz], bist Du nicht ein Narr, und zwar einer von den gefährlichen, die, wie Shakespeare sagt, für ihre Narrheit immer eine Entschuldigung wissen und folglich unheilbar sind? Ich habe Dir aus Fräulein Schatouilleusen's Brief begreiflich

gemacht, daß Dein ganzer Troß von Phantasie irre gegangen wäre, daß Du eine andere für Deine Gräfin angesehen hättest, und Du willst doch nicht aus Deinem Trotzwinkel [Berka] zu uns zurück. Du seist nicht in ihre Gestalt verliebt gewesen, sondern in ihren Geist, in ihren Charakter; Du könntest Dich geirrt haben, wenn Du zu dem eine andere Hülle gesucht hättest, aber der Grund Deiner Liebe bleibt immer derselbe und unerschütterlich. Solltest Du aber nicht wenigstens, da Du doch durchaus einer von denen sein willst, die mit Terenz „*insanire cum ratione volunt*“ durch Abschilderung dieses Charakters, dieses Geistes das Abenteuerliche Deiner Leidenschaft bei Deinem Freunde zu rechtfertigen suchen? Vielleicht könntest Du hierin ebensowohl eines Irrtums überwiesen werden, als in jenem, und dafür [davor], scheint es, ist Dir bange.

Alle Deine Talente in eine Einsiedelei zu begraben. - Und was sollen diese Schwärmereien endlich für ein Ende nehmen? Höre mich, Herz [Lenz]; ich gelte ein wenig bei den Frauenzimmern, und das bloß, weil ich leichtsinnig mit ihnen bin. Sobald ich in die hohen Empfindungen komme, ist's aus mit uns, sie verstehen mich nicht mehr, so wenig als ich sie, unsere Liebesgeschichtchen haben ein Ende. Ich schreibe Dir dies nicht, Dich in Deinem Vorhaben wankend zu machen; ich weiß, daß Du einen viel zu originellen Geist hast, um Deine Eigentümlichkeit aufgeben zu wollen, aber ich sage Dir nur, wie ich bin; ich klage Dir meine kleinen Empfindungen auf der Querpfeife, wie Du [mir] Deine auf dem Waldhorn [klagst]. Siehst Du, so bin ich in einer beständigen Unruhe, die sich endlich in Ruhe und Wollust auflöst, und dann mit einer reizenden Untreue wechselt. So wälze ich mich von Vergnügen zu Vergnügen, und da kommen mir Deine Briefe eben recht, unsern eingeschrumpften [gemeint ist wohl: eingetrockneten] Gesellschaften Stoff zum Lachen zu geben. Es sticht alles so schrecklich mit unserer Art zu lieben ab. Nun leb wohl und besinne Dich einmal eines Bessern.

Rothe [alias Goethe]

Sechster Brief

Herz [Lenz] an Rothe [Goethe]

Das einzige, was mir in Deinem letzten Brief erträglich war, ist die Stelle, da Du eine Abschilderung von dem Charakter des Gegenstands meiner einsamen Anbetung [Lenzens Angebeten] wünschtest, das übrige habe ich nicht gelesen. Zwar scheint auch in diesem Wunsch nur die Bosheit des Versuchers [Goethes] durch, der dadurch, daß er mein Geheimnis aus meinem Herzen über die Lippen lockt, mir dasselbe gern gleichgültiger machen möchte. Aber sei es, es soll Dir dennoch genug geschehen. Zwar weiß ich wohl, wie vielen Schaden ich ihr [Charlotte von Stein] durch meine Beschreibung tue, aber dennoch wirst Du, wenn Du klug bist und Seele hast, Dir aus meinem Gestotter ein Bild zusammensetzen können.

Denke Dir alles, was Du Dir denken kannst, und Du hast nie zu viel gedacht – doch nein, was kannst Du denken? Die Erziehung einer Fürstin, das selbstschöpferische Genie eines Dichters, das gute Herz eines Kindes, kurzum alles, alles beisammen, und alle Deine Mühe ist dennoch vergeblich, und alle meine Beschreibungen [sind] abgeschmackt. So viel allein kann ich Dir sagen, daß jung und alt, groß und klein, vornehm oder gering, gelehrt und ungelehrt sich herzlich wohl befinden, wenn sie bei ihr sind, und jedem plötzlich anders wird, wenn sie mit ihm red't, weil ihr Verstand in das Innerste eines jeden zu dringen und ihr Herz für jede Lage seines Herzens ein Erleichterungsmittel weiß. Alles das leuchtet aus ihren [Charlotte von Steins] Briefen, die ich gelesen habe, die ich bei mir habe und auf meinem bloßen Herzen trage. Sieh, es lebt und atmet darinnen eine solche Jugend,

soviel Scherz und Liebe und Freude, und ist doch so tiefer Ernst, die Grundlage von alledem, so göttlicher Ernst - der eine ganze Welt beglücken möchte!

Siebter Brief

Roths [Goethes] Antwort

Dein Brief trägt die offenbaren Zeichen des Wahnsinns⁹, würde ein anderer sagen; mir aber, der ich Dir ein für allemal durch die Finger sehe, ist er unendlich lieb. Du bist einmal zum Narren geboren und wenigstens hast Du doch so viel Verstand, es mit einer guten Art zu sein.

Ich [Wolfgang Goethe] lebe glücklich wie ein Poet, das will bei mir mehr sagen, als glücklich wie ein König. Man nötigt mich überall hin und ich bin überall willkommen, weil ich mich überall hinzupassen und aus allem Vorteil zu ziehen weiß. Das letzte muß aber durchaus sein, sonst geht das erste nicht. Die Selbstliebe ist immer das, was uns die Kraft zu den anderen Tugenden geben muß; merke Dir das, mein menschenliebiger [menschenliebender] Don Quichotte! Du magst nun bei diesem Worte die Augen verdrehen wie Du willst, selbst die heftigste Leidenschaft muß der Selbstliebe untergeordnet sein, oder sie verfällt ins Abgeschmackte und wird endlich sich selbst beschwerlich.

Ich war heut in einem kleinen Familienkonzert, das nun [eben] vollkommen elend [schlecht] war und in dem Du Dich sehr übel würdest befunden haben. Das Orchester bestand aus Liebhabern, die sich Taktschnitzer, Dissonanzen und alles erlaubten, und Hausherr und Kinder, die nichts von der Musik verstanden, spähten doch auf unsern Gesichtern nach den Mienen des Beifalls, die wir ihnen reichlich zumaßen, um den guten Leuten die Kosten nicht reu[ig] zu machen. Nicht wahr, das würde Dir eine Folter gewesen sein, Kleiner? Besonders, da seine Töchter, mit den noch nicht ausgeschrienen Singstimmen, mehr kreischend als singend uns die Ohren zerschnitten. Da in laute Aufwallungen des Entzückens auszubrechen und bravo, bravissimo zu rufen, das war die Kunst. - Und weißt Du, womit ich mich entschädigte? Die Tochter war ein freundlich rosenwangichtes Mädchen, das mich für jede Schmeichelei, für jede herzlich-falsche Lobeserhebung mit einem feurigen Blick bezahlte, mir auch oft dafür die Hand und wohl gar gegen ihr Herz drückte; das hieß doch wahrlich gut gekauft. Ich weiß, Du knirschst die Zähne zusammen, aber mein Epikureismus führt doch wahrhaftiger weiter, als Dein tolles Streben nach Luft- und Hirngespinsten. Ich weiß, das Mädchen denkt doch heute den ganzen Abend mit Vergnügen an mich, warum soll ich ihr die Freude nicht gönnen, daß sie sich mit dem Gedanken an mich zu Bett legt.

Willst Du's auch so gut haben, komm zu uns; ich will gern die zweite Rolle spielen, wenn ich Dich nur zum brauchbaren Menschen machen kann. Was fehlte Dir bei uns? Du hattest Dein mäßiges Einkommen, das zu Deinen kleinen Ausgaben hinreichte, Du hattest Freunde, die Dich ohne Absichten liebten, ein Glück, das sich Könige wünschen möchten; Du hattest Mädchen, die an kleinen Netzen für Dein Herz webten, in denen Du Dich nur so weit verstricktest, als sie Dir behaglich waren, hernach flogst Du wieder davon, und sie hatten die Mühe, Dir neue zu weben. Was fehlte Dir bei uns [in Weimar]? Liebe und Freundschaft vereinigten sich, Dich glücklich zu machen, Du schritt'st über alles das hinaus in das furchtbare Schlaraffenland verwilderter Ideen!

Nichts lieblicher als die Eheknuten, die für mich geschlungen werden und an denen ich mit solcher Artigkeit unten weg zu schleichen weiß. [Am Anfang von Goethes Aufenthalt in Weimar versuchte man anscheinend, ihn als Schwiegersohn zu

9 Goethe ahnte, dass die Phantasien von Lenz krankhaft waren.

gewinnen, jedoch Goethe umschwärmte viel lieber Charlotte von Stein.] Denk [Dir], was für ein Aufwand von Reizungen bei all den Geschichten um mich her ist, welch eine Menge Charaktere sich mir entwickeln, wie künstliche Rollen um mich angelegt und wie meisterhaft sie gespielt werden. Das ergötzt meinen innern Sinn unendlich, besonders, weil ich zum voraus weiß, daß sich die Leute alle an mir betrügen und mir hernach doch nicht einmal ein böses Wort darum geben dürfen. So gut würde Dir's auch werden, wenn Du mir folgtest; wäre doch besser, unter blühenden und glühenden Mädchen in Scherz und Freude und Liebkosungen sich herumzuwälzen, als unter Deinen glasierten Bäumen auf der gefrorenen Erde. Was meinst Du, Herz [alias Lenz]? Lachst Du? Narr, wenn Du lachen kannst, so ist alles gewonnen.

Achter Brief

Antwort Herzes [Lenzes] an Rothe [Goethe]

Deine Briefe gefallen mir immer mehr und mehr, obschon ich Deine Ratschläge immer mehr und mehr verabscheue; und das bloß, weil der Ton in denselben mit dem meinigen so absticht, daß er das verdrießliche Einerlei meines Kammers auf eine pikante Art unterbricht. Fahre fort, mir mehr zu schreiben, es ist mir alles lieb, was von Dir kommt, sollte mir's auch noch soviel Galle machen.

Sei glücklich unter Deinen leichten Geschöpfen und laß mir meine Hirngespinnste. Ich erlaub' es Euch sogar, über mich zu lachen, wenn Euch das wohlthun kann. Ich lache nicht, aber ich bin glücklicher als ihr, ich weide mich zuweilen an einer Träne, die mir das süße Gefühl des Mitleids mit mir selbst [das Gefühl des Selbstmitleids] auf die Wange bringt. Es ist wahr, daß ich alles hier begrabe, aber eben in dieser Aufopferung find't mein Herz eine Größe, die ihm wieder Lust macht, wenn seine Leiden zu schwer werden. Niemandem im Wege - welch eine erhabene Idee! Ich will niemanden in Anspruch nehmen, niemand auch nur einen Gedanken kosten, der die Reihe seiner angenehmen Vorstellungen unterbricht. Nur Freiheit will ich haben, zu lieben was ich will, und so stark und dauerhaft als es mir gefällt. Hier ist mein Wahlspruch, den ich in die Rindentür meiner Hütte eingegraben [habe]: Du nicht glücklich, kümmernd Herz? Was für Recht hast du zum Schmerz? Ist's nicht Glück genug für dich, daß sie [Charlotte von Stein] da ist, da für sich?

Neunter Brief

Rothe [Goethe] an Herz [Lenz]

Wenn wir uns lange [weiterhin] so fortschreiben, so geraten wir beide in eine Geschwätzigkeit, die zu nichts führt. Du willst unterhalten sein [vermutete Goethe], und ich kann und mag Dich nicht unterhalten. Alles, was ich Dir schrieb, war, um Dich zurückzubringen; willst Du nicht, so laß [es] bleiben, kurz und gut. Alle Deine Klagen und Leiden und Possen helfen Dir bei uns zu nichts, wir, Deine wahren Freunde und Freundinnen und alle Vernünftigen - verzeih mir's, was können wir anderes tun - lachen darüber - ja lachen, entweder Dich aus der Haut und der Welt hinaus - oder wieder in unsere bunten Kränzchen zurück. Du tätest also besser, wenn Du mir nicht [mehr] schriebest. Ich komme nicht zu Dir [nach Berka], das hab' ich geschworen [geschworen]. Aber ich erwarte Dich bei mir, wenn Du mich wieder einmal zu sehen Lust hast.

Rothe [alias Goethe]

Elfter Brief

Herz [alias Lenz] an Rothen [alias Goethe]

Ich bin untröstlich, daß meine Einsiedelei eine Fabel der Stadt [Weimar] wird. Gestern sind eine Menge Leute aus ** [Weimar] hier gewesen, die mich sehen und sprechen wollten und mir einigemal, zwar unter vielen andern, den Namen derjenigen [Frau] genannt haben, die ich den Wänden meiner Hütte und den leblosen Bäumen kaum zu nennen das Herz habe. Sollte etwas davon laut geworden sein, und durch Dich, Verräter? Du weißt allein, wer es ist und wieviel mir daran gelegen [ist], daß ihr Name auf den Lippen der Unheiligen nicht in meiner Gesellschaft ausgesprochen werde. Auf diesen Brief erfolgte keine Antwort [von Goethe].

Zwölfter Brief
[Lenz an Goethe]

Ich schreibe Dir dieses, obschon Du's nicht verdienst. Aber ich kann nicht, ich kann die Freude über all mein Glück nicht bei mir behalten. Und da ich sonst gewohnt war, mein Herz gegen Dich [Wolfgang Goethe] zu öffnen ...

Wisse alles, Rothe [Goethe]: sie [Charlotte von Stein] kennt mich, sie weiß, daß ich um ihretwillen hier bin, wer muß ihr das gesagt haben? [Lenz gab Goethe die Schuld einer Indiskretion.]

Gestern konnt' ich's fast nicht aushalten in meiner Hütte. Alles war versteinert um mich, und ich habe die Kälte in der härtesten Jahreszeit in meinem Vaterland [Baltikum] selbst nicht so unmitteleidig gefunden. Ich nahm mir das Eis aus den Haaren und es war mir nicht möglich, Feuer anzumachen, ich mußte also ziemlich spät ins Dorf [Berka] hinabgehen, mich zu wärmen.

Stelle Dir das Entzücken, die Flamme vom Himmel vor, die meine ausgequälte Seele durchfuhr, als ich auf einmal Fackeln vor einem Schlitten auf mich zukommen und bei deren Schein die Livree meiner angebeteten Gräfin [Charlotte von Stein] sah. Ich hielt sie dafür, ich betrog [irrte] mich nicht. Sie war es, sie [Charlotte von Stein] war es selbst, nicht die, die ich auf dem Ball gesehen [habe], aber mein Herz sagte mir's, daß sie es sei, denn als sie mich sah, sie sah scharf heraus, hielt sie den Muff vor das Gesicht, um die Bewegungen ihres Herzens zu verbergen. Und wie groß, wie sprachlos war meine Freude, als ich hernach im Dorf hörte, sie habe sich durch ihren Bedienten nach einem gewissen Waldbruder [nach Lenz] erkundigen lassen, der hier in der Nähe wohne. Ich, so lebhaft gegenwärtig in ihrem Andenken - und in dieser Kälte kam sie heraus, mich zu sehen - wenn es auch nur [eine] Spazierfahrt war, wie glücklich, daß meine Hütte sie auf diesen Weg locken mußte - vielleicht kann ich sie noch einmal sehen und sprechen. - Rothe [Goethe]! Gibt's eine höhere Aussicht für menschliche Wünsche?

Brief der Gräfin Stella an Herz,
alias Brief Charlotte von Steins an Lenz

Mein Herr! Ich habe Ihren Zustand erfahren, er dauert mich. Von ganzem Herzen wünsche ich, Unmöglichkeiten möglich zu machen. Indessen kommen Sie nach der Stadt, und wenn Ihnen damit ein Gefallen geschehen kann, mich zu sehen und zu sprechen, wie Herr Rothe [Herr Goethe] mir versichert hat, so hoffe ich, es soll sich ... schon Gelegenheit dazu finden. Stella [alias Charlotte von Stein]

Zweiter Teil
Sechster Brief
Herz [Lenz] an Rothe [Goethe]

Bruder! Es ist etwas auf dem Tapet, ich bin der glücklichste unter allen Sterblichen. Die Gräfin [die Baronin Charlotte von Stein] - kaum kann ich es meinen

Ohren und Augen glauben - sie will sich mir malen lassen. O unbegreiflicher Himmel! Wie väterlich sorgst du für ein verlaß'nes, verlor'nes Geschöpf. Meine letzten harrenden und strebenden Kräfte waren schon ermattet, ich erlag - ich richte mich auf, ich stehe, ich eile, ich fliege - fliege meinen großen Hoffnungen entgegen.

Zehnter Brief ¹⁰

Herz [alias Lenz] an Rothe [alias Goethe]

Ewige Wonne ruhe auf diesem Tag, und unter dem Schimmer des rosenlächelnden Himmels müssen sich an demselben zwei große Seelen [Lenz meint seine eigene „große Seele“ und die Charlotte von Steins], die das unerbittliche Schicksal lang voneinander trennte [seit seinem Kochbergaufenthalt im Oktober], im höchsten Taumel der Liebe küssen.

Laß mich zu mir selber kommen, Rothe [Goethe], ich kann nicht reden - kann die Gefühle nicht ausdrücken - aber wenn es je Entzücken auf Erden gibt, so war es das. Sie wiederzusehen - nach so langem Schmachten - so wiederzusehen - siehst Du, alle die Wonne schneid't mir ins Herz; ich sitze da, halb ohne Atem, alle meine Pulse hüpfen, zittern vor Freude und eine wollüstige Träne über die andere stürzt sich aus meinen Augen herab.

Die Geschichte dieses Tages - daß Du doch das alles nicht gesehen hast? Wie kann ich's erzählen? Ich kam mit dem Maler [Maler Krause?]. Nein, ich schickte den Maler voraus, und nach einem Weilchen kam ich nach. Sie saß ihm schon - saß da in aller ihrer Herrlichkeit - und ich konnte mich ihr gegenüberstellen und mit nimmersatten Blicken Reiz für Reiz, Bewegung für Bewegung einsaugen. Das war ein Spiel der Farben und Mienen! Wenn der Himmel mir in dem Augenblick aufgetan würde, könnt' er mir nichts Schöneres weisen. Das Vergnügen funkelte aus ihren Augen, oh, welch eine elysische Jugend blühend und duftend auf ihren Wangen; ihr Lächeln zauberte mir die Seele aus dem Körper in das weite Land grenzenloser Schimären. Und ihr Busen, auf dem sich mein ehrfurchtsvoller Blick nicht zu verweilen getraute, den Güte und Mitleid mir entgegenhob - Bruder [Goethe], ich möchte den ganzen Tag auf meinem Angesicht liegen und danken, danken, danken ...

Elfter Brief

Herz [alias Lenz] an Rothe [alias Goethe]

Welch ein schreckliches Ungewitter hat diesen himmlischen Sonnenschein abgelöst! Rothe [Goethe], ich weiß nicht, ob ich noch lebe, ob ich noch da bin oder ob alles dies nur ein beängstigender Traum ist. Auch Du ein Verräter - nein, es kann nicht sein. Mein Herz weigert sich, die schrecklichen Vorspiegelungen meiner Einbildungskraft zu glauben, und doch kann ich mich deren nicht erwehren. Auch Du, Rothe [Goethe] - nimmermehr [kann ich es glauben]! Schick mir das Bild [das Portrait von Charlotte von Stein] zurück, oder ich endige schrecklich [Selbstmorddrohung von Lenz!] Du mußt es nun haben dieses Bild, und mit blutiger Faust werde ich's zurückzufordern wissen, wenn Du mir's nicht in gutem gibst. Dein Stillschweigen, Dein geheimnisvolles Wesen gegen mich - gegen mich, Rothe [Goethe] - bedenke, was das sagen will - nein doch, ich kann es, kann es nicht glauben. Du kannst Dich eines so schwarzen Komplotts nicht schuldig gemacht

10 Vermutlich nach einer Begegnung oder sogar während seines Aufenthalts bei Charlotte von Stein auf Schloß Kochberg schrieb Lenz, im höchsten Glückswahn, diesen Brief an Goethe. Er dürfte natürlicherweise bei Goethe keine geringe Eifersucht ausgelöst haben. Er beweist Lenzens völlige Ahnungslosigkeit über Goethes tatsächliches Verhältnis zu Charlotte von Stein, die bereits im zweiten Monat von Goethe schwanger war!

haben. Ich will Dir alles erzählen, aber ich fordere von Dir, daß Du mir Aufrichtigkeit mit Aufrichtigkeit belohnst. ... Indessen, der Mensch sucht seine ganze Glückseligkeit im Selbstbetrug. Vielleicht betrüge ich mich auch. Sei es, was es wolle, ich will das Bild [der Baronin von Stein] wiederhaben, oder ich bringe mich um [eindeutige Selbstmordrohung von Lenz]. - Nun kommt das Schlimmste erst. Ich hatte ihr [der Witwe Hohl] gesagt, ich würde Dir das Bild schicken, weil ich wirklich glaubte, die Gräfin hätte vielleicht gewünscht, daß Du es auch vorher sehen solltest, eh ich's nach Amerika mitnähme. Jetzt sagte sie [die Witwe Hohl] mir, daß ich die Gräfin [alias die Baronin von Stein] auf's Grausamste und Unverzeihlichste beleidigen würde, wenn ich ihr nicht mit einem Eide verspräche, Dir [Goethe] das Bild zuzuschicken und es nimmer wiederzufordern. - Es nimmer wiederzufordern, sagte ich, wie können Sie [die Witwe Hohl] das verlangen? - Ja, das verlange ich, sagte sie, und zwar auf Order der Gräfin [Baronin Charlotte von Stein], denn das erste[re] [Goethe das Bild auszuhändigen] ist schon geschehen. Nun stelle Dir vor, sie [die Witwe Hohl] hatte während meiner Abwesenheit mein Zimmer vom Hausherrn aufmachen lassen und das Bild herausgenommen. Ich hatte mir vorgesetzt, davon eine Kopie nehmen zu lassen und sie [die Kopie] Dir [Goethe] zuzusenden, das Original aber für mich zu behalten, weil des Malers Hand dabei sichtbarlich von einer unsichtbaren Macht geleitet ward und ich das, was die Künstler die göttliche Begeisterung nennen, wirklich da arbeiten gesehen habe - und nun - ich hätte sie [die Witwe Hohl] mit Zähnen zerreißen mögen - alles fort! - Rothe [Goethe], das Bild wieder, oder den Tod! Dazu kommt noch, daß ich übermorgen reisen soll. [Lenz sollte wohl von Weimar abreisen.] Ich wünschte, ich könnte Dich abwarten. Schick nur, wenn Du selbst nicht kommen kannst, das Bild an Fernand [Diener Philipp Seidel], der weiß meine Adresse. Oh, mein Herz ist in einem Aufruhr, der sich nicht beschreiben läßt. Was für Ursachen konnte die Gräfin [alias Charlotte von Stein] haben, das Bild Dir malen zu lassen? - Nein, es ist ein Einfall der Witwe Hohl. Antworte mir doch.

Herz [alias Lenz]

Die Selbsttäuschung, ja der Liebeswahn, in welchen sich J. M. R. Lenz offensichtlich hineingesponnen hatte, wird so deutlich wie nie, wenn man weiß, das Charlotte von Stein Ende November bereits im zweiten Monat schwanger war; und zwar von ihrem Geliebten - Wolfgang Goethe. Siehe mein Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<, VI. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2017.

Das folgende Fragment eines Lenzschen Werkes, ebenfalls eine Satire auf Goethe, braucht nicht umständlich erläutert zu werden, um es zu verstehen:

Zum Weinen oder weil ihrs so haben wollt¹¹

Scene zwischen G[oe]th[e] und L[enz]

G[oe]th[e] - - - ich gewahr, daß die Bestien von Akteurs mir eine ganze Stelle [im Stück] ausließen, und als ich meinen Nachbar fragte warum? sagt' er, sie könnten nur den niedrigsten Pöbel belustigen: pfuy sagt' ich, ihr Hundsfötter! gieng in dem Augenblick aus dem Komödienhause, setzte mich auf die Post und fuhr nach Dover, von wo ich in einem Athem nach Calais übersetzte -

L[enz]: Nun und was weiter? -

G[oe]th[e]: Was weiter? ich gieng wieder durch Frankreich nach Italien.

L[enz]: Und in Frankreich

11 Quelle: Edward Dorer-Egloff >J. M. R. Lenz und seine Schriften - Nachträge zu der Ausgabe von L. Tieck und ihren Ergänzungen<, Baden 1857.

G[oe]th[e]: Was in Frankreich? – Nichts in Frankreich! Nach Italien gieng ich, sag ich dir.

L[enz]: Hast du dich gar nicht in Paris aufgehalten?

G[oe]th[e]: Ha ich mußte wohl! ich mußte einen Wechsel dort erwarten. Sieben Wochen hat mich mein böser Genius dort aufgehalten. Hätt ich nicht Lockens Buch >Vom Verstande< bey mir gehabt, ich hätte müssen rasend [verrückt] werden.

L[enz]: Und hast du denn dort nichts gethan als den Locke gelesen?

G[oe]th[e]: Nichts! – und des Grafen Zinsendorfs Erweckungsreden.

L[enz]: Und bist gar nicht aus gewesen?

G[oe]th[e]: Nicht weiter als aus dem Hause in den Hof und beym Kaufmann de la Motte.

L[enz]: Und wie dein Wechsel kam? –

G[oe]th[e]: Er kam nicht – Die Geduld vergieng mir zuletzt, ich gieng zum Kaufmann de la Motte, mit dem ich weiß daß mein Vater sonst im Handel steht – ich zeigte ihm einen Brief, in dem ich meines Vaters Hand nachgemahlt, und nahm von ihm 150 Louisd.‘ auf, mit denen ich von da nach Marseille und von da nach Genua gieng –

L[enz]: Ist er bezahlt worden?

G[oe]th[e]: Was geht mich das an! mag der Franzose sehen, wie er mit meinem Vater sich abfindet!

L[enz]: Aber Bruder! –

G[oe]th[e]: Aber ein Franzose! – ich hab ein gutes Werk gethan, ich habe gemacht, daß der Kerl vielleicht das erstemal in seinem Leben worüber nachgedacht hat, ich habe seinem Geist zu thun gegeben! Ich hatte einen Brief aus Genua bekommen, worin mir gemeldet ward, ich könnte eine der ersten Stellen beim Senat bekommen – du weißt, daß ich vorher in dieser Stadt mich als einen Mann gezeigt habe. –

L[enz]: Bruder G[oe]th[e], die cholerische Unbeständigkeit deines Temperaments entschuldigt wirkliche Ungerechtigkeiten nicht. Du suchst nur einen großen Namen zu erlangen. Meiner Meinung nach aber ist ein guter Name weit besser als ein großer. Ueberdem ist der große Name ein Gut, das desto eifriger vor uns flieht, je unsinniger wir darauf erpicht sind: nur das bescheidene Verdienst, das in der Stille arbeitet, ohne einmal daran zu denken, erhält und behält ihn; das ungestüme ertrotzt ihn nur selten auf einige Augenblicke, und verliert ihn bey der Nachwelt auf ewig.

G[oe]th[e]: [nach einigem Nachsinnen] Die Welt ist keinen Rechenpfennig wert! Lauter Schurken, wohin man sieht –

L[enz]: Stille Bruder! ich sagte dir's nicht um dir Unruhe zu machen. Du hast einmal diesen Weg eingeschlagen, verfolge ihn; nur laß die Rechtschaffenheit immer an deiner Hand gehen! –

G[oe]th[e]: Was Rechtschaffenheit! wenn man mit Spitzbuben oder Bärenhäutern zu thun hat. Sollt ich denn in Paris bleiben und in den Tuileries herum laufen, den Hut unterm Arm und meinen Kopf auf meiner Stube? Was sollt ich unter den Affen? als mein Wirth mich auf französisch anredte, schüttelte ich den Kopf; er fing auf italienisch an, ich that wieder als ob ichs nicht verstünde; er schickte mir ein Dutzend Dollmetscher auf die Stube, nur damit ich ihm begreiflich machen könnte, daß ich auf den Mittag essen wollte.

L[enz]: Hast du Rousseau nicht gesehen?

G[oe]th[e]: Ich schickte zu ihm ob er mich besuchen wollte, aber er kam nicht.

L[enz]: Rousseau zu dir? – Nun in Genua?

G[oe]th[e]: Ich ließ mich beim Doge melden: er complimentirte mich, ich ward sein Sekretär; aber – ey! was soll ich davon sprechen? Laß uns ins Bordel gehen! Ist hier keines?

L[enz]: Was willst du dort? bist du so ausschweifend geworden?

G[oe]th[e]: Nicht ausschweifend – ich will ein Glas Malaga dort trinken und dem Makeraut [maquereau = Zuhälter] rathen, daß er Herrnhuter werden soll.

L[enz]: Was dann?

G[oe]th[e]: Ich will den H[ur]en eine Predigt von Saurin vorlesen – oder wenn sie das nicht hören wollen, sie [be]schimpfen und hernach dafür bezahlen.

L[enz]: Nun? wie gings weiter mit dem Dogen in Genua?

G[oe]th[e]: Es war ein ganzer Schurke. Ich gab ihm einen Rath wegen der Händel mit Algier, und als er dem nicht folgte, so ließ ich den nüchternen Pedanten lauffen.

Diese wüste Satire von J. M. R. Lenz gegen Goethe bedarf keines weiteren Kommentars.

Während Goethes Reise in die Schweiz im Jahr 1779, zusammen mit dem Herzog von Weimar, unternahm er einen Abstecher nach Sesenheim, um Friederike Brion wiederzusehen. Von ihr erfuhr er, dass Lenz nach seiner Ausweisung aus dem Herzogtum Weimar nach Sesenheim kam und versucht habe, an die Briefe Goethes, die er an Friedrike schrieb, zu gelangen. Goethe schrieb in den >Biographischen Einzelheiten<, WA I.36, ab Seite 230:

„Ich besuchte auf dem Wege [in die Schweiz] Friederike Brion; finde sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst [zu Wolfgang Goethe], gefaßt [über die Untreue Goethes] und selbständig. Der größte Teil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieser hatte sich nach seiner Abreise [natürlich aus Weimar] im Hause [des Pastors Brion in Sesenheim] introduziert [eingeschlichen], von mir [Wolfgang Goethe], was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie [Friederike Brion] dadurch, daß er [J. M. R. Lenz] sich die größte Mühe gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden [war]. Er [Lenz] hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie [Friederike] gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg, hinter die Geheimnisse der Mädchen [richtig: des Mädchens Friederike] zu kommen; und da sie nunmehr gewarnt, scheu seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht [von Lenz], so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords, da man ihn denn für halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Sie [Friederike] klärt mich über die Absicht auf, die er [Lenz] gehabt, mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung und sonst [noch] zu Grunde zu richten ...“

Was Lenz mit den Briefen Goethes an Friederike Brion im Schilde führte, ist unschwer zu erraten: Er plante einen zweiten >Waldbruder<, um Goethe „in der öffentlichen Meinung und sonst [noch] zu Grunde zu richten“.

Diese Begebenheit wirft ein schlechtes Licht auf Lenzens Charakter. Es ist ebenfalls ein Indiz für seinen krankhaften Geisteszustand infolge seiner Neuro-Syphilis, weswegen wir ihm sogar mildernde Umstände zubilligen können.

Über das weitere Schicksal von Lenz lesen wir bei Matvej Nikanorovic Rozanov ab Seite 371 unter der Kapitelüberschrift >Heimatlos<:

Lenz war gezwungen worden, Weimar am 1. Dezember 1776 zu verlassen. Man kann sich leicht den quälenden Seelenzustand des Abreisenden vorstellen, als er die Stadt verließ, in der alle seine Hoffnungen fehlgeschlagen waren. Ikarus war der

Sonne zu nahe gekommen und stürzte in den Abgrund. Vernichtete Hoffnungen, gekränkte Eigenliebe, herbe Unzufriedenheit mit sich selbst, dazu der Verlust eines bis dahin fast vergötterten Freundes, und die Empfindung, in eine grässliche Zukunft voll bitterer Armut zu steuern - alles dies musste sein von Natur äusserst weiches und eindrucksfähiges Herz zerreißen.

Aus Weimar verbannt, befand sich Lenz jetzt zwischen Himmel und Erde. Wohin sollte der heimatlose Wanderer seine Schritte lenken? Wo sollte dieser schuldlos duldende Don Quichotte von der Vorhut des Sturmes und Dranges sein Haupt niederlegen? Zum Glück hatte er Freunde, die ihn weiter liebten, die seine Talente, sein edles Streben, seine arglose Seele schätzten und Schwächen und Mängel verziehen, ohne die die menschliche Natur ja nicht bestehen kann.

Die erste Stelle unter diesen Freunden gebührt Schlosser, dem Gatten von Goethes Schwester, Cornelia. Er spielt die Hauptrolle in dieser traurigen Epoche von Lenzens Leben. Wir kennen ihn bereits als den Verfasser des exaltierten Briefes: „Prinz Tandil an den Verfasser des >Neuen Menoza<, in dem er seine Seelenverwandtschaft mit Lenz offenbarte. Jetzt erscheint er uns im Glorienscheine eines grenzenlos guten Mannes, der nicht aufhört, nahe und unmittelbare Teilnahme an dem Schicksal des unglücklichen Geisteskranken zu bezeigen, nachdem frühere Freunde den heimatlosen Dulder meistens aufgegeben haben.

Vor der verhängnisvollen Reise nach Weimar hatte Schlosser Lenz zu sich nach Emmendingen (in Baden am Fuße des Schwarzwaldes) eingeladen. Instinktmässig nahm Lenz seinen Weg über Erfurt nach Straßburg, seinem früheren Aufenthaltsort, fuhr aber von hier, ohne jemanden seiner Bekannten begrüßt zu haben, nach Emmendingen; er fühlte, dass sowohl Cornelia, „sein Schutzengel“, als auch Schlosser selbst an der tragischen Weimarer Episode am tiefsten Anteil nehmen würden. In einem von Gram und Kummer zeugenden Briefe an Herder vom Weihnachtsabende 1776 rechtfertigt Lenz nicht sein Weimarer Benehmen, sondern bittet ihn nur: „Schick' mir wo möglich noch einige Zeilen Stärkung. Dass er dann vor allem in der Familie Schlossers wirklich Trost fand, beweist das neu erwachte Interesse an seiner früheren Haupttätigkeit in Straßburg, an der von ihm begründeten literarischen Gesellschaft. Er sucht seine früheren Beziehungen zu den Gesellschaftsmitgliedern Haffner, Ott, Blessig, von Türkheim und zu den Franzosen Ramond und Mathieu wieder anzuknüpfen, erkundigt sich nach dem Gedeihen der Gesellschaft und ihres Organs, der Zeitschrift >Bürgerfreund<. Der noch vor kurzem erbitterte Feind Wielands wirbt Mitarbeiter für den >Teutschen Merkur<, dessen Schriftleiter — wie er versichert — freudig an allem, was es im Elsass Interessantes gäbe, teilnehme. Wieland entgegenkommend, bittet er seine Freunde, nicht „Deutschland“ und „Deutscher“, sondern „Teutschland“ und „Teutscher“ schreiben zu wollen, wie es der Herausgeber des >Merkur< tut, der Lenz von der Richtigkeit dieser Schreibweise überzeugt hatte. Nach wie vor entfaltete Lenz das Banner des allgemeindeutschen und des lokalen Elsässer Patriotismus.

Fast zu gleicher Zeit mit diesen Bestrebungen besuchte Lenz auch das südliche Elsass und verweilte eine Woche in Colmar als Gast des erblindeten Pfeffel. An einem Abende erzählte der gutherzige Hausherr ein Erlebnis, das Lenz zu einer Ballade >Die Geschichte auf der Aar< anregte. Sie handelt von dem grenzenlosen Gram um einen Mann, der bei der Rettung seiner Frau im Flusse ertrunken ist und dessen Andenken von seinen Hinterbliebenen heilig gehalten wird.

Der Aufenthalt bei Schlosser in Emmendingen hatte den Seelenzustand Lenzens derartig beruhigt, dass er an eine größere literarische Arbeit, die Erzählung >Der Landprediger<, gehen konnte.

Wie Goethe in seiner Autobiographie richtig bemerkt, waren *Roman* und *Erzählung* nicht das Gebiet Lenzens: >Zerbin< und >Der Landprediger< erbringen den Beweis dafür. Das Leben, das alle seine Dramen beseelt, fehlt in seinen Erzählungen, mit Ausnahme des >Waldbruders<.¹² Auch die Kunst der Charakterzeichnung, die jene auszeichnet, tritt in diesen wenig hervor. Aber Lenzens Erzählungen bieten ein großes autobiographisches Interesse und geben Aufklärung über manche seiner Anschauungen und Überzeugungen.

Man bezeichnete Lenzens >Landprediger< als eine Nachahmung des Goldsmithschen >Vicar of Wakefield<. Aber die Ähnlichkeit besteht nur darin, dass in dem einen wie in dem andern Falle ein Landprediger sympathisch, ja in idealen Lichte geschildert wird. In allem übrigen herrscht vollkommene Verschiedenheit.

[...]

Im weiteren Verlaufe seiner Erzählung verliert Lenz jeden Boden unter den Füßen und ergeht sich in Phantasien, die den krankhaften Zustand seiner Seele offenbaren. So in der Erzählung von dem Tode der Eltern Mannheims II. [des Zweiten = Romanfigur]. Dieses Ableben gleicht mehr einer seligen Himmelfahrt als einem irdischen Ende. Über dem Staube der Dahingeshiedenen errichtet Mannheim eine Kapelle, an deren Türe die von einem der besten Künstler des Landes gefertigten Marmorbüsten des „unvergleichlichen Paares“ aufgestellt werden. Eine ganz besondere Art hat der „erste Kopf seines Jahrhunderts“, den Todestag seiner Eltern zu feiern. Alle drei Jahre veranstaltet er ein großes Fest, zu dem er eine auserlesene Gesellschaft einlädt. Pünktlich um Mitternacht treten die „berühmtesten Gelehrten“, jeder einen Myrtenzweig in den Händen, bei Fackelschein eine Wallfahrt zur Kapelle an, wo sie von einer für diesen besonderen Zweck komponierten Trauermusik bewillkommnet werden. Nachdem Mannheim vor den Bildern der Eltern gekniet und sie um ihren Schutz angefleht hat, legen alle unter Tränen ihre Myrtenzweige auf einen dazu von Erde erbauten Tisch und gehen „thränenfröhlich“ wieder zurück. Acht Tage lang werden die Versammelten fürstlich bewirtet. Nach ihrer Abreise beginnt eine Feier; bei der „die schönsten Mädchen, die ihm vornehmen und geringen Standes bekannt waren“, die Hauptrolle spielen; sie sind, wie die Gelehrten, ein Vierteljahr vorher dazu eingeladen worden. Die Prozession derselben begibt sich bei Sonnenuntergang nach der Kapelle; alle sind weiß gekleidet und tragen Blumenkränze in den Händen. Die Büsten der Eltern werden mit Rosen umwunden; eine Musik spielt dazu, sie ist heiterer wie bei der ersten Feier und es wird eine „Schäferkantate“ gesungen. Nachdem die Jungfrauen ihre Kränze zu Füßen der Büsten niedergelegt, tanzen sie nach dem Schall der Flöten und Schalmeien um sie herum. „Dieser Anblick war so reizend, dass er Zuschauer aus den entferntesten Ländern herbeizog.“ Nach einer Rede Mannheims, in der er den Jungfrauen seinen Dank ausdrückt, wird in einem Gehölze eine ausgesuchte Mahlzeit unter beständiger Musik abgehalten. Abends findet eine große Beleuchtung der Gegend statt. Die „Priesterinnen“ verwandelten sich in „Schäferinnen“, wobei alle Standesunterschiede wegfielen, usw.¹³

Von der Zeit an, wo er seinen >Landprediger< beendet hatte, in welchem die Vorboten seiner seelischen Zerrüttung sich bereits bemerkbar machen, konnte Lenz an keinem Orte mehr Ruhe finden.

Gleich dem Puschkinschen Helden Onjegin bemächtigte sich seiner „die

12 Der Briefroman >Der Waldbruder< war von Lenz aus echten Briefen und Begebenheiten zusammengesetzt und ist eigentlich keine Erzählung.

13 Fußnote Hrsg.: Dies sind präparalytische Wahnsinns-Phantasien, die von vielen Freunden und Zeitgenossen von Lenz nicht in ihrer ganzen Konsequenz erkannt wurden, da sie Pietisten waren und ebenfalls einer übergroßen wahnhaften Frömmigkeit huldigten.

Unruhe und die Lust, den Ort zu wechseln“. [Indiz] Um den 20. März herum wird er in Basel erwartet. Aus unbekannten Gründen traf er in der Schweiz erst einen Monat später ein. In Basel verblieb er eine Zeitlang, hauptsächlich in Küttners Gesellschaft, der unseren Dichter liebgewonnen; er hatte in ihm „himmlische noch unbekannte Züge entdeckt, die ihn auf immer ihm Wert machten“. Auf Grund der ersten Werke Lenzens hatte Küttner in ihm einen starken, kraftvollen Menschen vermutet und fand nun einen dulddenden und liebevollen. Dem Scheidenden widmete Küttner ein tiefempfundenes Gedicht.

Aus Basel reiste Lenz nach Zürich. Vom 12. bis 15. Mai fand in Schinznach (an der Aar im Kanton Aargau) eine Versammlung der sogenannten Helvetischen Gesellschaft statt, an der viele Freunde Lenzens: Lavater, Pfeffel, Küttner u. a., teilnahmen. Auch Lenz begab sich dahin. Hier fand er noch die Kraft zu scherzhaften Improvisationen. Auf einen Scherz Lavaters, der eine poetische Charakteristik unseres Dichters enthielt, die man nach den Anfangszeilen zu beurteilen vermag:

Ein Männgen von hoher Intelligenz,
Weiß nicht ob von reichlicher Subsistenz,
Ein gutes Schooskindlein der Providenz,
Kein großer Freund zwar von Jurisprudenz,
Dafür ein Poet von vieler Lizenz u. s. w.

antwortete Lenz mit einem ähnlichen Gedichte auf Lavater:

Woher, Herr Seelen-Archivater,
Der Geistlich-Armen Procurater u. s. w.

Durch ähnliche poetische Scherze fand er sich auch mit Pfeffel ab.

Aber solche Stimmungen kamen jetzt nur vorübergehend. Von traurigen Gedanken und pessimistischer Anschauung erfüllt, ist das Gedicht auf die Geburt von Schlossers Tochter (10. Mai 1777). Er verkündet der Neugeborenen nur Tränen „im bunten Thal der Lügen“, das Leben heisst und wo nur ewiger Betrug ihrer harrt.

Von Zürich aus machte Lenz einen Ausflug nach Schaffhausen zum Rheinfall, am dritten Juni unternahm er mit seinem Freunde Kayser eine weitere Tour nach dem St. Gotthard. Sie durchschritten Grindelwald, kletterten auf den Furka-Gletschern umher und kehrten über Andermatt nach Zürich zurück.

Ende Juni und Anfang Juli treffen wir Lenz wieder in Emmendingen, wohin ihn die Nachricht vom Tode Cornelia Schlossers [Goethes Schwester], seines „Schutzengels“, zurückgeführt hatte. Seinen Schmerz bekundete Lenz in einem Gedicht, das wir bereits erwähnt haben. Der Tod dieser Frau, die sicher einen wohlthätigen, moralischen Einfluss auf Lenz ausgeübt hatte, war ein unersetzlicher Verlust für den armen Dichter, dessen Glücksrad sich rasch abwärts zu drehen begann. „Mir füllt diese Lücke nichts“ schrieb er an Lavater.

Im Hause Schlossers lernte er einen Freiherrn von Hohenthal kennen, der den Vorschlag machte, der Dichter möchte ihn auf einer Reise durch die Schweiz begleiten. Am 10. Juli war Lenz bereits mit seinem Reisegefährten in Neuenburg, nachdem er unterwegs Lavaters Freund Sarasin in Basel besucht hatte. Da wurde der Reiseplan plötzlich umgeworfen; der Besuch Italiens und seiner Hauptstädte wurde in denselben aufgenommen. Die Reisenden beabsichtigten, bis zum September in Italien zu bleiben und dann über den St. Gotthard nach Zürich zurückzukehren.

Lenzens Herzenswunsch, die Reise in das Gelobte Land der Kunst, schien der Erfüllung nahe. In materieller Beziehung war sie durch die Mittel des Freiherrn sichergestellt; alles schien der Verwirklichung des Planes günstig zu sein. Aber das böse Schicksal, das Lenz immer verfolgt hatte, zerstörte auch den neuen Plan. Auf dem Wege nach dem Simplon in Sitten (frz. Sion) erkrankte der Freiherr und konnte

die Reise nach Italien während der Sommerhitze nicht wagen.¹⁴ In Sitten trennte sich Lenz von ihm und tauchte plötzlich statt in Italien in Bern auf — ohne einen Heller in der Tasche. Er flehte Lavater an, ihn aus der kritischen Lage zu befreien und ihm umgehend einen Louisd'or und einen Dukaten zu senden. Am 16. August traf er wieder in Zürich ein, woselbst er seine Baseler Freunde, die Sarasins, die über Zürich nach dem Rigi gereist waren, nicht mehr vorfand.

Wieder kann er es an dem Orte nicht aushalten. Er plant eine neue Reise durch die Schweiz. Er gedachte anfangs Oktober nach Appenzell zu reisen, aber politische Wirren in Zürich hielten ihn auf. Eine ziemlich ausführliche Beschreibung dieser Wirren gab er in einem Briefe an Sarasin, der vermutlich in den ersten Tagen des Oktobers geschrieben worden ist. Gleichzeitig mit den politischen Wirren in Zürich beschäftigte ihn in dieser Zeit die Angelegenheit einer Musterlehranstalt für Mädchen. Sarasin beabsichtigte, eine solche Anstalt in Basel zu gründen. Das veranlasste Lenz, seine Gedanken über weibliche Erziehung auszusprechen.

Gegen den 11. Oktober unternahm Lenz seine dritte Reise durch die Schweiz. Der Zweck derselben war der Besuch des Philanthropins des Herrn von Salis in Marschlins. Hier fand er jedoch nicht, was er suchte, und setzte, um Herrn von Salis zu sehen, seine Reise ins Val Tellin [Veltlin] (die Adda niederwärts, schon innerhalb der Grenzen Italiens) fort. Von da kehrte er über die Berniner Alpen und Glarus nach Zürich zurück. Das war Mitte November, am 17. verließ er Zürich bereits wieder und nistete sich bald darauf bei dem bekannten „Kraftapostel“ Kaufmann in Winterthur ein. Aber auch hier verlässt ihn „die Lust, den Ort zu wechseln“, nicht; Ende November und Anfang Dezember unternahm er eine „Streifferei“ den Bodensee herab durch St. Gallen nach Appenzell. Es war der letzte Monat seines Aufenthaltes in der Schweiz.

Seine Stimmung war gegen Ende des Jahres 1777 traurig und trübe, er litt seelisch und physisch. Er zwingt sich „zu einem giftigen Lachen über sich selbst und sein Schicksal“. Er nennt sich einen unsteten und flüchtigen Fremdling, mit dem viele unzufrieden sind, er sehnt sich nach einer glücklicheren Lage seines Kopfes und Herzens und erwartet eine Zeit, „wo Körper und Gemüth bei ihm in bessern Umständen sind“.

In diese Monate fallen vier seiner Gedichte, die letzten talentvollen Akkorde seiner Lyrik, und zwar: >Die Demuth<, >Hymne<, >Ausfluss des Herzens< und >An den Geist<. Ihr gemeinsamer Grundzug ist eine eigentümliche Religiosität im Klopstock-Lavaterschen Geschmacke, bittere Ergebung in das Schicksal statt des früheren aufrührerischen Dranges, ein geheimnisvolles Verschweigen und Nachdenken über die traurige Bedeutung des verfehlten Lebens.

Das erste Gedicht >Die Demuth< ist ein Verzweiflungsschrei aus der Brust eines Unglücklichen, ist ein Stöhnen der Seele vor dem Abgrunde des Todes, vor dem Abgrunde der nahenden Seelenfinsternis, es ist ein Herbeirufen der wunderwirkenden Einmischung höherer Mächte:

O komm ein Engel

Und rette mich !

Sein ganzes kurzes Leben zieht in einem Augenblicke an seinem geistigen Auge vorüber: sein jugendliches Streben, das stolze Selbstbewusstsein seiner Kraft, der kühne Aufschwung seines Talents, der ihn in die erste Reihe der Kämpfer für die neue Literaturrechtung und neue Weltanschauung gestellt hatte. Er hat diese Höhe nur erreicht, um zu seinen Füßen die furchtbar lockende Tiefe liegen zu sehen. Der

14 Das war wirklich ein großes Pech für Lenz. Im heißen Süden hätte er den weiteren Verlauf der Neuro-Syphilis verlangsamen, bei längerem Aufenthalt sich sogar von ihr heilen können.

Hochmut hat ihn zu Grunde gerichtet, nur Demut, christliche Demut kann ihn retten.

[...]

Traurige, melancholische Töne herrschen in der Lenzschen Lyrik vor. Fast alle seine Liebesgedichte sind ein trostloses Stöhnen einer leidenden Seele, unheilbare Qualen eines verwundeten Herzens. Das helle Kolorit der Goetheschen Poesie, das harmonische Gleichgewicht der Seele waren diesem heimatlosen Pilger, der in seiner Brust die Last des Weltschmerzes mit sich herumtrug, fremd. Konnte man auch von dieser nervösen und exaltierten Natur, die unter dem Zwiespalt der Seele und den Enttäuschungen des Lebens litt, die Ruhe des Olympiers erwarten?

Seine Seele dürstete nach dem Geheimnisvollen, hatte einen angeborenen Zug zum Mystischen - dies spiegelt sich auch in seiner Lyrik wieder. Er liebt es, uns in das Reich der unfassbaren Schatten einzuführen, wie beispielsweise in seinem herrlichen Gedichte „Freundin aus der Wolke“, das die Rede eines körperlosen Geistes in den zarten, dem Rauschen der Blätter ähnlichen Tönen der wunderbar gelungenen Verse, wiedergibt. Er versteht es, die rätselhaften Saiten der menschlichen Seele in ihrem Drange nach dem Überirdischen, Himmlischen, Religiös-Mystischen anzuschlagen, so in seinen Gedichten >Nachtschwärmerey<, >Ausfluss des Herzens< u. a. m. Einzelne seiner Gedichte gleichen Bußpsalmen.

[...]

Die Reisen in der Schweiz begeisterten Lenz zu einer Skizze >Die Erschaffung der Welt<. Sie ist von Tieck in Prosa veröffentlicht, an einer Stelle von einem Gedichte unterbrochen und mit einem solchen schließend. Aber an vielen Stellen dieser vermeintlichen Prosa sind Verse, wenn auch noch nicht ganz vollendete, zu bemerken. Das Bruchstück ist zweifellos die Skizze zu einem Gedicht, wobei einzelne Stellen bereits in Versen geschrieben, an anderen Stellen die Reime nur angedeutet sind, wieder an andern nur der ganz ungeformte Inhalt angegeben ist. Die Unverständlichkeit der Skizze ist ein Zeichen, dass Lenz in geistige Umnachtung zu versinken begann.

Der erste Anfall dieser Erkrankung geschah im November 1777, als Lenz bei Kaufmann in Winterthur war. Welcher Art seine Krankheit war und wie sie sich äußerte, lässt sich nicht näher bestimmen. „Lenzens Unfall“, schreibt Pfeffel an Sarasin unter dem 24. November, „weiß ich seit Freitag von Mecheln. Gott wolle dem armen Menschen beistehen. Ich gestehe Dir, dass diese Begebenheit weder mich noch meinen Lese sonderlich überraschte. Ich hoffe aber doch, der gute Lenz werde wieder zurecht kommen und dann sollte man ihn nach Hause jagen oder ihm einen bleibenden Posten [Arbeitsstelle] ausmachen.

Zu dieser Zeit war der Heimatlose vollständig verarmt. Unter der Last von Schulden, die er nach den Worten Kaufmanns mehr für andere als für sich selbst eingegangen, war er vollständig heruntergekommen; von einer Uhr, einem Degen, von silbernen Schnallen war keinerlei Rede mehr. „Lenzen müssen wir Ruhe schaffen“, schreibt Lavater an Sarasin, „es ist das einzige Mittel, ihn zu retten, ihm alle Schulden abzunehmen und ihn zu kleiden“.

Bis Ende Dezember 1777 blieb Lenz bei Kaufmann in Winterthur. „Es freut mich dass Sie vergnügt leben“, heisst es in einem Briefe aus jener Zeit. „Fahren Sie im neuen Jahren so fort und fahren Sie fort mein Freundt zu seyn. Grüßen Sie mir Kaufmann, schreiben Sie mir zuweilen und leben Sie wohl!“

Der Umgang mit Kaufmann, diesem überspannten Mystiker, der sich für einen „Apostel“, einen Vertreter und Verkündiger der „Genialität“ hielt, der auf die Sondernaturen [Sonderlinge] der ganzen Welt seinen Einfluss geltend machte und ihnen allen - Sand in die Augen streute, dieser Umgang konnte selbstverständlich

keinen günstigen Einfluss auf den Seelenzustand Lenzens ausüben. Kaufmann hat viel dazu beigetragen, den kranken Geist des „Stürmers“ und „Drängers“ noch mehr zu verwirren.

Dieser überspannte „Apostel“ - der Scharlatan der Sturm- und Drang-Periode - schickte Lenz im Januar 1778 nach dem Elsass zu Oberlin.

Der bescheidene Pastor, der in dem abgelegenen Dorfe Waldersbach in den Bergen des Wasgenwaldes [altdeutscher Name für Vogesen] lebte, gehört gewiss zu den achtungswürdigsten Persönlichkeiten, die sich in den Annalen ihrer Heimat verewigt haben. Zwanzig Jahre alt legte er sich selbst das Gelübde ab, sein ganzes Leben dem Dienste seiner Mitmenschen zu weihen. Obgleich seine Fähigkeiten und Kenntnisse ihm ein weites Feld für seine Tätigkeit eröffneten, zog er es vor, einfacher Landprediger in einem abgelegenen Dorfe mit einer ärmlichen und unwissenden Bevölkerung zu werden. Er wurde hier ein wahrer Wohltäter seiner Gemeinde. Er führte die Kultur in diese wilde und arme Gegend ein, indem er Wege baute, Sümpfe trocken legte, sich um die Wohlfahrt der Bewohner sorgte. Schulen einrichtete usw.

Seiner Weltanschauung nach war er Mystiker, wie Lavater, Jung-Stilling und die bekannte Freifrau von Krüdener. Durch letztere wurde er wahrscheinlich dem Kaiser Alexander I. bekannt, der ihm beim Durchzuge der verbündeten Truppen nach Paris einen Schutzbrief erteilte.

Im Januar 1778 bei winterlicher Kälte wanderte Lenz über die mit Schnee bedeckten Berge und Abhänge des Wasgenwaldes [der Vogesen] nach dem Steinthale, wo das Dörflein Waldersbach liegt. Der Stürmer und Dränger, der in der großen Welt verkehrt hatte, der die geistigen Interessen der bedeutendsten Männer seiner Zeit geteilt und noch vor kurzem großartige Pläne mit sich herumgetragen hatte - er war jetzt ohne Heimat, ohne Halt. Ein Überflüssiger, den das Leben quälte und in dessen Herzen der brennende Schmerz eines verfehlten und vernichteten Daseins nagte.¹⁵

Schüchtern klopfte er an die Türe des Pfarrhauses. Oberlin sah einen kleinen Mann mit bleichem Gesicht und lang herabwallenden blonden Locken, in abgetragener, zerrissener Kleidung vor sich stehen. Er hielt ihn für einen reisenden Handwerksburschen, der Arbeit suchte. „Ich bin ein Freund Kaufmanns und bringe Ihnen einen Gruß von ihm“, sagte der Unbekannte. - „Bitte Ihren Namen?“ - „Lenz.“ - „So, so! Haben Sie nicht was drucken lassen?“ Oberlin erinnerte sich, einige Dramen gelesen zu haben, die einem Schriftsteller gleichen Namens zugeschrieben wurden. - „Ja, aber belieben Sie, mich nicht danach zu beurtheilen“.

In dem gastfreien Hause des menschenfreundlichen Pfarrers erholte sich der Flüchtling, der jetzt seiner literarischen Tätigkeit und seiner jüngsten Vergangenheit gänzlich entsagt hatte. Erinnerungen an Kindheit und Vaterhaus beschäftigten ihn jetzt; er erzählte Oberlin von dem Leben der Russen und Livländer, zeichnete ihre Nationalkostüme auf, usw. Für die Nacht wurde ihm ein Zimmer in der Schule angewiesen.

Gegen Morgen wurde Oberlin durch einen Lärm geweckt; aufhorchend vernahm er deutlich die laute Stimme des Dorsschullehrers: „Allez donc au lit — qu'est-ce que c'est que ça — hé, dans l'eau par un temps si froid! — Allez, allez, au lit!“¹⁶ Auf die Straße eilend, traf Oberlin den Schullehrer und dessen Frau mit vor Schreck bleichen Gesichtern und erfuhr von ihnen, dass Lenz die ganze Nacht nicht

15 Lenz war ein Schwerkranker, in dem die Neuro-Syphilis wütete, die ihr Zerstörungswerk - unerkant von den Freunden - unerbittlich fortsetzte.

16 Übersetzung: „Geh zu Bett - was soll das heissen. - He, ins Wasser bei dieser Kälte! - Geh, geh zu Bett!“

geschlafen habe, in der Umgegend herumgeschweift sei, sich dann in einen mit kaltem Wasser gefüllten Trog gestürzt habe und in sein Zimmer gegangen wäre.

Am nächsten Tage nahm Oberlin seinen Gast mit sich nach Belmont und war sehr befriedigt über die Unterhaltung mit dem schüchternen, aber dabei lebenswürdigen Fremdling. Am 22. Januar schickte Lenz an Lavater die Silhouetten seiner neuen Freunde, fragte ihn um seine Meinung über dieselben und bat ihn, Kaufmann zu grüßen. Drei Tage darauf, am Sonntage, hielt Lenz an Stelle von Oberlin „eine schöne Predigt“. Sein geistiger Zustand schien so gut zu sein, dass Oberlin es für möglich hielt, sich auf einige Zeit aus seiner Gemeinde zu entfernen, indem er die Ausübung seiner Amtspflichten dem unglücklichen „Kandidaten der Theologie“ übertrug. Am 7. Februar von der Reise zurückkehrend, erfuhr jedoch Oberlin von seiner Frau, dass sich Lenz in der Zwischenzeit sonderbar benommen hatte. Im benachbarten Orte Fouday wollte er ein totes Mädchen, das den Namen Friederike trug, wieder aufwecken; er hatte vorher einen ganzen Tag gefastet, sein Haupt mit Asche bestreut und sich in ein härenes Gewand gekleidet. Am Vorabende von Oberlins Rückkehr hatte er wieder kalt gebadet, trotz einer Wunde am Fuße, die ihn zu hinken zwang.

Eine Begegnung mit Schlosser in Emmendingen klärte den guten Oberlin über das Leben Lenzens auf. Er begann, ihn zu einer Versöhnung mit seinem Vater zu überreden, und ermahnte ihn, sich den Forderungen desselben zu unterwerfen. Seinen gedrückten Seelenzustand schrieb er der Verletzung des Gebotes: „Du sollst Deinen Vater und Mutter ehren“ zu.

Der Unglückliche spielte auf eine große Sünde an, die er begangen hätte und die ihm nicht vergeben werden könnte. Er betete viel und bat Oberlin, für ihn zu beten. Ganze Nächte brachte er im Gebete zu; aus seinem Zimmer vernahm man dann auch lautes Jammern und Weinen. Oft fiel er vor Oberlin auf die Knie, verbarg sein bleiches, mit kaltem Schweiß bedecktes Gesicht in den Falten von dessen Gewand; am ganzen Körper zitternd beichtete er zusammenhangloses Zeug. Oft sprach er den Namen Friederike aus und erkundigte sich nach deren Befinden:

„Ach! ist sie todt ? Lebt sie noch? — Der Engel, sie liebte mich — ich liebte sie, sie war's würdig — o, der Engel ! — Verfluchte Eifersucht ! ich habe sie aufgeopfert — sie liebte noch einen andern — aber sie liebte mich — ja herzlich — aufgeopfert — die Ehe hatte ich ihr versprochen, hernach verlassen - o, verfluchte Eifersucht - 0, gute Mutter! auch die liebte mich - ich bin euer Mörder!“

Er hielt sich für einen Verbrecher; in einem benachbarten Dorfe forderte er, dass man ihn fessele und den Armen der Gerechtigkeit übergebe. Der Selbstmordgedanke verlässt ihn jetzt nicht. Zweimal stürzte er sich aus dem Fenster, wobei er sich die Hand verstauchte; dann versuchte er, wie sein Held Robert, sich mit der Schere zu entleiben; nachdem alle Werkzeuge vor ihm versteckt worden waren, rannte er mit dem Kopfe gegen die Wand.

Man stellte zwei Wärter an, die ihn kaum bewältigen konnten. Wenn die Anfälle vorüber waren, wurde er ruhig und bat alle um Verzeihung. Zuweilen zeichnete er und entzückte alle durch seine Liebenswürdigkeit und durch die Innigkeit seines Wesens.

Oberlin sah sich veranlasst, den Kranken nach Straßburg zu schicken. Auf dem Wagen des Pfarrers wurde Lenz unter der Aufsicht zweier Fuhrleute und dreier Begleiter aus Waldersbach hinggebracht.

In Straßburg bei seinem Freunde Röderer schien es Lenz besser zu gehen. Vor allen besuchte er hier den Pastor Schtuder, den Amtsvorgänger Oberlins in Waldersbach; er fiel ihm zu Füßen und beschwor ihn, für ihn zu beten. Der Pastor

erfüllte seine Bitte, und Lenz verließ ihn in Tränen gebadet.

Röderer wusste augenscheinlich nicht, was er mit dem unglücklichen Freunde beginnen sollte, und schickte ihn nach Emmendingen zu Schlosser. Am 25. Februar schrieb Lenz von Emmendingen an Pfeffel und teilte ihm seine Absicht mit, wieder nach der Schweiz zu reisen. Schlosser glaubte die Krankheit Lenzens als Hypochondrie ansehen zu müssen. „Aber er ist wie ein Kind,“ schreibt er, „keines Entschlusses fähig; ungläubig gegen Gott und Menschen. Zweimal hat er mir große Angst eingejagt; sonst ist er zwischen der Zeit ruhig“.

Zu dieser Zeit kam noch ein anderer Gast zu Schlosser - der bekannte Verfasser von >Sturm und Drang<, Klinger. Nach dem feierlichen Empfange, den er in Frankfurt dem gesinnungsverwandten Lenz bereitet hatte, war er einige Zeit mit ihm in Weimar zusammengewesen, wo er ihn „gesund und blühend“ gesehen hatte. Jetzt erfuhr Klinger von Schlosser, dass Lenz Wahnsinnsanfälle habe, so dass er ans Bett hätte gebunden werden müssen. Der Anblick des Kranken veranlasste Klinger, eine ganz eigenartige, gewagte Behandlung vorzunehmen; abends wurde Lenz entkleidet, in den Reisemantel Klingers gewickelt und nach einem kleinen, hinter dem Garten fließenden Bach getragen; hier angekommen, wurde Lenz ins Wasser geworfen und gezwungen, in demselben zehn Minuten lang zu verweilen. Klinger versichert, dass Lenz nach dieser improvisierten Behandlung die ganze Nacht über ruhig geschlafen und sich morgens beim Freunde herzlich bedankt habe.

Mitte März schrieb Schlosser an Röderer, dass Lenz völlig genesen sei. „Er spricht, scherzt, lacht, spielt Schach, liest, zeichnet, mit einem Wort, er ist fast wieder wie sonst, nur empfindlicher und schwächer“. Am 28. März wird es wieder schlimmer mit ihm; er schien vollständig kindisch zu werden. Am 7. April schreibt Schlosser an Herder: „Der arme Lenz ist nun ganz in eine Raserei gefallen, woraus ihn menschliche Hülfe nicht retten kann“. Lenz erneuerte seine Selbstmordversuche; man war gezwungen, ihn zu fesseln und zwei Männer anzustellen, die ihn Tag und Nacht bewachten.¹⁷

Allmählich wird er Schlosser zur Last. „Sein Tod würde mir der größte Trost seyn“, schreibt er an Röderer. Er ist entschlossen, ihn ins Tollhaus nach Frankfurt zu bringen, und rechnet darauf, die Kosten dazu in Straßburg, Frankfurt, Weimar und der Schweiz durch Subskriptionen aufzubringen.

Mitte Juni findet Pfeffel den Kranken bedeutend ruhiger vor. Nach seinem Äusseren schien er ganz gesund zu sein, nur war er äusserst schüchtern und blöde. Ein furchtbarer Drang zu schreiben, der sich sogar nachts nicht legte, bemächtigte sich jetzt seiner, so dass man ihm alles zum Schreiben Notwendige wegnehmen musste.

Nach Frankfurt ist Lenz aber nicht gebracht worden. Die Tobsuchtanfälle schienen nämlich aufzuhören. Das gab Schlosser die Möglichkeit, den Unglücklichen beim Schuhmachermeister Süss in Emmendingen unterzubringen. Hier verblieb Lenz einige Monate; er betrieb mit Vergnügen das Schusterhandwerk und schloss sich innigst an einen gewissen Conrad, seinen Arbeitsgenossen, an. Schlosser fand, dass die körperliche Beschäftigung ihm wohltue. Infolgedessen wurde er im August nach Wiswyl, drei Stunden von Emmendingen entfernt, zum Förster Lydin gebracht, unter dessen Leitung er den Ackerbau erlernen sollte. Diese Beschäftigung und die Jagd wirkten sehr wohltätig auf Lenz ein, wie er selbst in einem Briefe an Sarasin schreibt.

Das Befinden Lenzens besserte sich, er kam wieder zu Kräften, aber sich

17 Fußn. Hrsg.: Typisch für Neuro-Lues: Tobsuchtsanfälle und dann wieder Sanftmütigkeit, dazu noch Neurasthenie.

seinen Unterhalt zu verdienen, war er außer Stande.

Schlosser bestürmte Lenzens Vater mit Briefen, dieser antwortete aber nur „mit langen Predigten“, die der Sache nichts nützen konnten. Im November 1778 beabsichtigte Schlosser, ihn mit dem kleinen Rest des für ihn gesammelten Geldes auf dem Postwagen nach Jena zu schicken, wo Lenzens Bruder Karl studierte. Lenzens Verwandte dachten damals auch an Jena und hielten es für möglich, dass er daselbst Jura studieren und dann mit dem Diplom der juristischen Fakultät heimkehren könne. Bei seiner sonst unglaublich starken Memorie und seinem eleganten Style, - so dachte [sein Bruder] Christian Lenz, - wird Jakob ein großes Licht unter den livländischen Advokaten werden.¹⁸

Zur Verwirklichung dieses unausführbaren Planes schlug Christian eine Subskription unter den Familienmitgliedern vor. Die Angelegenheit führte aber zu einem sehr kümmerlichen Erfolg. Anfang 1779 fährt Schlosser fort, sich über den alten Lenz zu beklagen. „Sein Vater ist ein eingefleischter Schurke, der mir gar nicht mehr antwortet, seitdem ich ihm sagte, dass seine Schuldigkeit erfordere, Sorge für seinen Sohn zu tragen“. Der Herzog von Weimar hatte zu jener Zeit die Ausgaben für den Unterhalt Lenzens auf sich genommen.

Erst im April desselben Jahres hielt es der alte Lenz für angebracht, einen regeren Anteil an dem Schicksal seines unglücklichen Sohnes zu nehmen. Er schreibt einen längeren Brief an Horder, in dem er ihm mitteilt, er habe seinem Sohne Karl nach Jena 31 Dukaten gesandt, damit dieser mit seinem Sohne Jakob in die Heimat zurückkehre. Der Alte ergeht sich in Danksagungen an den Herzog von Weimar für die pekuniäre Unterstützung, die der „Liebling unter seinen Söhnen“ erfahren habe, und dankt auch Schlosser und Herder für ihre herzliche Teilnahme.

Inzwischen verschlimmerte sich Lenzens Zustand wieder, und Schlosser brachte ihn bei einem Arzte in Hertingen unweit Basel unter. Hier traf ihn sein Bruder Karl im Juni 1779.

Die Rückreise vollendeten die Brüder nicht ohne Schwierigkeiten. Aus Geldmangel mussten sie einen Teil des Weges zu Fuß zurücklegen. In Lübeck bestiegen sie ein Schiff, das sie nach Riga bringen sollte.

Jakob Michael Reinhold Lenz war durch seine Neuro-Syphilis für den Rest seines Lebens unfähig, einen Beruf auszuüben und für seinen Lebensunterhalt selber zu sorgen. Er diente nach seiner Rückkehr in die Heimat bei verschiedenen Adelligen als Hofmeister ihrer Kinder, wurde aber nach kurzer Zeit wieder entlassen oder er verschwand bei Nacht und Nebel.

Schließlich führte ihn sein unbarmherziges Schicksal bis nach Moskau, wo er Ende Mai oder Anfang Juni des Jahres 1792, genau weiß man es nicht, tot auf der Straße aufgefunden wurde. Die Neuro-Syphilis hatte - unerkant von den Zeitgenossen und von den Germanisten - ihr Zerstörungswerk vollendet.

18 Fußn. Hrsg.: Ein Indiz dafür, wie unbekannt zu damaliger Zeit die neurologischen Symptome einer Syphilis-Erkrankung waren.